

Dietrich Brauer  
Anton Tichomirow

„... Ihr werdet wahrhaft frei sein“

Gedanken zur Freiheit im Zusammenhang der  
Evangelisch-Lutherischen Kirche in Russland

## Vorwort

Freiheit – das ist die Problematik dieses Buches. Man kann sich kaum ein wichtigeres Thema für die Christenheit vorstellen und erst recht keines, das so eng mit der evangelisch-lutherischen Kirche verbunden ist. Schon der Name des Begründers des Protestantismus zeugt davon. Martin Luder änderte seinen Nachnamen ein wenig ab, um ihn antik klingen zu lassen, wie es damals unter gebildeten Menschen üblich war. Das tat er aber ganz bewusst: „Luther“ ist eine Kombination aus seinem ursprünglichen Namen und dem griechischen Wort „eleutheros“, welches „befreit“ bedeutet.

Die dem Christentum zu Grunde liegende (und vom Protestantismus besonders nachdrücklich betonte) Erfahrung ist eine Erfahrung der Freiheit, der Befreiung. Freiheit aber ist selten eindimensional. Das Erleben der Befreiung vom ewigen Fluch geht Hand in Hand mit innerlicher geistiger Freiheit, kreativer Freiheit, politischer Freiheit. Die Beziehungen zwischen diesen verschiedenen Aspekten von Freiheit können kompliziert sein, sie können einander sogar widersprechen. Aber das sind Konflikte, die die Bewegung nach vorn, nämlich die immer größere und vollständigere Befreiung des Menschen, vorantreiben.

Hier drängen sich gleich die beiden traditionellen Fragen auf: „Befreiung wovon?“ und „Befreiung wofür?“. Ebenfalls traditionellerweise ist es üblich, diese „zwei Arten der Freiheit bzw. Befreiung“ beinahe gegeneinander auszuspielen und dabei der zweiten, der „Freiheit für ...“, den ersten Platz einzuräumen. In Wirklichkeit aber ist die Unterscheidung zwischen „Freiheit von ...“ und „Freiheit für ...“ in vieler Hinsicht künstlich. Freiheit als Regung, Durchbruch, Erlebnis, Zustand ist ganzheitlich. Die Freiheit lässt sich nicht in eine richtige und eine falsche, eine schlechte und eine gute aufteilen. Freiheit als solche – das ist der Wille Gottes für uns.

Im Christentum hat die Freiheit eine doppelte Bedeutung: Erstens ist sie ein Werkzeug, mit dessen Hilfe wir berufen sind, ethische Fragen zu lösen. Und zweitens ist sie auch selber ein hochwertiger Wert, weil sie uns unserem eigenen (häufig bis zur Unkenntlichkeit von der Sünde entstellten) menschlichen Wesen und damit auch Gott näher bringt.

Diesen beiden Bedeutungen von Freiheit sind die vorliegenden Gedanken gewidmet.

## **1. Die zweifache Bedeutung der Religion für die Erfahrung von Freiheit**

Die meisten Menschen heute (wie übrigens zu allen Zeiten) sind der Ansicht, der Glaube bedeute in erster Linie ausdrückliche Einschränkungen oder Selbsteinschränkungen. Glaube binde, verpflichte, zwingt, versklave sogar. Wir alle haben Ausdrücke wie „Gottes Knecht“<sup>1</sup> im Ohr. Ist nicht dies der Grund, dass heute sehr viele Menschen dem Begriff „Glaube“ selbst mit Argwohn oder sogar mit unverhohlener Antipathie begegnen und es keinesfalls eilig haben, ihre Lebensposition mit diesem Begriff zu identifizieren? Vielleicht ist das eine rhetorische Frage. Die Antwort ist offensichtlich. Kirche, Glaube, Religion und Unfreiheit – diese Begriffe stehen normalerweise in einer Reihe. Und überhaupt werden auch diejenigen Menschen, die sich dem Glauben zuwenden, nicht selten gerade deshalb Mitglieder einer Kirche oder einer anderen Religionsgemeinschaft, weil sie eine (schon wegen der Befreiung von Verantwortung) bequeme Knechtschaft anstreben und sich vor der Freiheit fürchten. Der berühmte polnische Autor vieler Aphorismen Stanisław Jerzy Lec (1909–1966) schrieb einmal: „Traum der Sklaven: ein Markt, auf dem man sich seinen Herrn selbst kaufen dürfte.“ Sehr viele Menschen heute, besonders in unserem Land, in dem sie sich wegen des Fehlens der gewohnten Leitideologie unwohl fühlen, nehmen die Kirche als einen solchen „neuen Herrn“ wahr. Es nimmt nicht Wunder, dass auch die missionarischen Strategien der Kirche selbst genau auf dieses Bestreben aufgebaut sein können. Wenn sich die Kirche von derartigen Wünschen leiten lässt, propagiert sie, ob sie es will oder nicht, eine für viele Menschen durchaus attraktive Unfreiheit des Glaubens. Und das ist (ohne Übertreibung!) ein

---

1 Anmerkung der Übersetzung: Dieser Ausdruck, der im Russischen nicht von „Sklave Gottes“ zu unterscheiden ist, wird in der russischen orthodoxen Tradition nicht nur mit biblischem Bezug, sondern auch bei jeder liturgischen Erwähnung der Namen einzelner Gemeindeglieder (z. B. bei Kasualien und Gebetsanliegen) gebraucht.

fataler Fehler. Die Aufgabe wirklich evangelischer Theologie ist es, immer wieder auf diesen hinzuweisen und ihn zu korrigieren.

Ja, zugegebenermaßen kann die Religion in der Praxis als Form der Einschränkung menschlicher Freiheit auftreten, hat dieses schon sehr oft getan und tut es auch heute. Leider kommen wir damit ständig aufs Neue in Berührung. Es gibt unzählige Beispiele dafür. Hier müssen wir zugeben, dass viele Religionskritiker Recht haben. Man muss jedoch tiefer blicken. Man darf sich nicht auf oberflächliche Erscheinungen beschränken, sondern muss das Wesen der Religion – zumindest der christlichen Religion – betrachten. Dann können wir entdecken, dass sie in ihrem innersten Wesen gerade ein lebenschaftliches Streben nach Freiheit ist.

Es geht in erster Linie um Freiheit von denjenigen Einschränkungen (physischen, moralischen und sonstigen), die die Existenz im Rahmen dieser Welt dem Menschen auferlegt. Es ist kein Zufall, dass sich der Mensch von Wundern, welche uns von der Knechtschaft der Naturgesetze befreien, angezogen fühlt und auch in der Religion von Wundern die Rede ist. Selbst die naivste Definition des Wunders als eines Verstoßes gegen die Naturgesetze zeugt schon von diesem befreienden Aspekt. Dieses Verständnis des Wunders zerreißt sozusagen auf grobe Weise die Fesseln der materiellen Welt mit ihren physikalischen, chemischen, biologischen und sozialen Gesetzen. Hier kann man an die zahlreichen Berichte über von Christus vollbrachte Heilungen denken. In allen diesen Fällen war das Wunder eine Befreiung von Krankheit, eine Befreiung, die nicht auf andere, natürliche Weise zu erreichen war. Man kann das Wunder aber auch delikater verstehen: nicht als direkten Verstoß gegen die Naturgesetze, sondern als Hinweis darauf, dass diese nicht die letzte Realität sind. Als Hinweis darauf, dass es höhere Sinn- und Realitätsebenen gibt, die von den Gesetzen und Gegebenheiten der Natur unabhängig und damit frei von ihnen sind. So nannte der berühmte lutherische Theologe des vergangenen Jahrhunderts Paul Tillich das Wunder die „Ekstase der Wirklichkeit“. Wir könnten seine Aussage umformulieren und das Wunder als „Ekstase der Freiheit“ definieren.

Außer von Wundern kann man in diesem Zusammenhang von der Sehnsucht nach ewigem Leben sprechen, also von der Sehnsucht nach der heiligen Nähe Gottes, in der jegliches moralisches Beurteilen und Verurteilen verstummt, und auch von der Sehnsucht nach dem Sein in einer von Liebe erfüllten (also auch vom äußerlichen Gesetz freien) Gemeinschaft von ebenbürtigen Brüdern und Schwestern. Diese Sehnsucht lebt auch in der Religion, im Christentum.

Die Dinge, von denen oben die Rede war, sind das Wesen der Religion. Dennoch folgt Religion häufig verzerrten Idealen und schafft eine alternative,

illusorische Welt, die den Menschen noch stärker versklavt, ihn zum Sklaven ziemlich eingeschränkter und häufig total falscher Phantasien macht. Die Freiheit, die solche Illusionen versprechen, entpuppt sich in der Realität als Versklavung, als „Eintritt ins Gefängnis“ einer erdachten oder verzerrten Wirklichkeit. Wunder, ewiges Leben, Gottesnähe und Gemeinschaft der Gläubigen werden zu Stangen des Käfigs, in dem religiöse Prediger Menschen-seelen fangen. Anstelle der realen Gesetze der Natur und der Gesellschaft wird der Mensch in ein System anderer, angeblich religiöser Gesetze hineingestellt. Dabei sind die meisten dieser Gesetze bloße Erfindung oder die Folge verdrehter Vorstellungen von der göttlichen Realität. Die Sehnsucht nach Freiheit von realen Einschränkungen führt in die Sklaverei gegenüber Illusionen.

Hieraus können wir die Zwiespältigkeit der Bedeutung von Religion für den Freiheitsbegriff folgern: Ihrem Wesen nach ist die Religion ein Drang nach Freiheit, aber in ihren real existierenden Normen macht sie den Menschen leider häufig zu ihrem Sklaven.

Die Aufgabe wahrer Religion bestünde nun darin, den Protest gegen die Beschränkungen dieser Welt einerseits und deren mutige Annahme als uns gegebene Realität andererseits miteinander zu verbinden, ohne nach einer anderen, erfundenen Realität zu suchen. Nur so kann man den Menschen zu echter Freiheitserfahrung führen. Unserer Überzeugung nach ist gerade das evangelische Christentum eine solche Religionsform.

## 2. „Knechte der Freiheit“

Eines der wichtigsten Werke Luthers trägt den bezeichnenden Titel: „Von der Freiheit eines Christenmenschen“. In dieser Schrift führt er zwei seiner berühmten Thesen an:

*Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan.*

*Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.*

Ja, die zweite These spricht von einer freiwilligen „Knechtschaft“. Wenn man von den traditionellen religiösen Vorstellungen ausgeht, ist die Versuchung offensichtlich groß, diese an die erste Stelle zu setzen und genau darin das Wesen des christlichen Lebens zu sehen. Und besteht denn nicht wirklich die Aufgabe der Kirche darin, die Menschen zu lehren, wie man würdig lebt: nach den Geboten, ehrlich, den Nächsten helfend usw.? Diese Meinung

ist wohlbegründet. Mehr noch, wie wir schon gesagt haben, ist sie beinahe allgemein anerkannt: Das Christentum wird fast immer und überall als eine Selbsteinschränkung (oder als Einschränkung von außen) verstanden. In jedem Fall ist es in gewissem Maße eine „Knechtschaft“, wenn auch eine freudige, gute, auf ein gutes Ziel ausgerichtete usw.

Im Titel von Luthers Schrift steht jedoch (und das ist bezeichnend!) das Wort „Freiheit“. Das bedeutet, dass die erste These eine Schlüsselfunktion hat! Gerade die Freiheit macht nach Luther das Wesen des Christentums aus. Ohne diese Freiheit ist auch diese Art von „Knechtschaft“ nicht möglich. Die von ihm beschriebene Knechtschaft ist doch im Grunde nichts anderes als ein Moment des Hervortretens der Freiheit. Sie ist eine Art freie, freiwillige Knechtschaft. Mit anderen Worten, das tugendhafte Verhalten, der Dienst am Nächsten und der Dienst an Gott (in dem viele das Wesen des Christentums sehen) sind ohne das Fundament der Freiheit nicht möglich. Ohne diese Grundlage hätte alles nicht den geringsten Sinn. Jegliche Vorschriften, Ratschläge oder Gebote, auch die vortrefflichsten, sind sinnlos und nutzlos, wenn sie den Menschen versklaven wollen. Nur im Umgang mit einem we sensmäßig freien Menschen können sie ihre heilsame Rolle erfüllen.

Sehr häufig kann man folgenden Satz hören: „Ja, Freiheit. Aber irgendwelche Grenzen muss sie doch haben.“ Und dann kommt normalerweise das nun wirklich sakramentale: „Freiheit ist nicht Beliebigkeit!“ Biblisch gesehen ist Freiheit Beliebigkeit. Paulus schreibt ganz eindeutig: „*Alles ist mir erlaubt, aber nicht alles dient zum Guten*“ (1 Kor 6,12). Mir ist alles erlaubt! Es gibt keine äußere Instanz, die mich einschränkt, außer den natürlichen, physischen Grenzen (z. B. den Fähigkeiten meines Körpers) sowie den Erwägungen des gesunden Menschenverstandes (ob eine bestimmte Handlung nützlich für mich ist oder nicht). Luther geht von folgender Position aus: Ein Christ ist absolut frei. Das ist der Haupt- und Ausgangspunkt. Das ist das Fundament für alle weiteren Überlegungen.

Das Problem besteht darin, dass es gerade nicht die Knechtschaft ist, die am schwersten zu begreifen und anzunehmen ist. Sie wird als selbstverständlich hingenommen. Das Problem liegt im Bewusstwerden jener (praktisch) absoluten Freiheit. Aber gerade in deren Ausrufung besteht der Hauptsinn des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses. Das ist nochmals zu wiederholen: Gerade die Betonung der Freiheit ist das Wesen des evangelischen Bekenntnisses. Darin besteht seine historische Berufung. Darin besteht seine besondere Rolle unter den anderen Kirchen und Religionen. Und nicht nur unter ihnen! Das lutherische Bekenntnis ist dazu berufen, auch in der Welt der Politik, der Wirtschaft, der Wissenschaft und des gesellschaftlichen Lebens die Freiheit zu bezeugen.

So muss also jede Ethik im evangelischen Verständnis in erster Linie vom Begriff der Freiheit ausgehen. Freiheit ist der Anfang der Ethik, der Anfang des Christentums überhaupt! Die „Knechtschaft“, von der Luther schreibt, ist nicht eine Einschränkung dieser Freiheit, sondern deren Verwirklichung. Man kann sogar sagen: Es ist eine Knechtschaft der Freiheit! Die Begriffe „christlicher Glaube“ und „Freiheit“ sind untrennbar verbunden.

### 3. Martin Luthers Erfahrungen

Wir hatten unsere Gedanken mit dem Begriff „Glaube“ begonnen. Aber wie äußert sich dieser? Was ist sein Wesen? Das evangelische Christentum weiß ganz sicher: Der Glaube beginnt mit einer Konfliktsituation. In erster Linie ist das ein Konflikt mit Gott selbst. Wobei das Wort „Konflikt“ wohl noch zu schwach ist. Es geht um einen Kampf, einen Kampf auf Leben und Tod im wörtlichen Sinn. Der Kampf mit Gott – das ist eine alte biblische Erfahrung. Man denke nur an eine der dramatischsten Geschichten des Alten Testaments: Jakobs Begegnung mit Gott am Jabbok, wie sie in 1. Mose 32 beschrieben ist. Diese Begegnung geschah in Form eines schweren und langen Kampfes. Offensichtlich ist dieses Bild nicht zufällig gewählt. Denn im Kampf, wie auch im Tanz, wie auch im Liebesakt, kommen die Partner besonders eng miteinander in Berührung, fühlen einander, reagieren auf die kleinsten Bewegungen des anderen. Die Erfahrung des Kampfes – das ist eine Erfahrung intimsten, tiefsten Kontaktes. Und so ist also gerade der Kampf mit Gott die erste und fundamentale Erfahrung der Gotteserkenntnis.

Im evangelischen, protestantischen Verständnis ist dieser Kampf, dieser Konflikt aufs Äußerste zugespitzt. Das Luthertum lehrt: Als Erstes wendet sich Gott uns durch das Gesetz zu, also durch die Gesamtheit seiner Forderungen an den Menschen. Dieses Gesetz zerbricht und vernichtet den Menschen in allen Versuchen, sich selber vor Gott zu rechtfertigen, Heil und Vollkommenheit zu erreichen.

Wie und warum das geschieht, können wir am augenfälligsten im Leben und in den theologischen Erfahrungen von Martin Luther selbst verfolgen.

Maximal vereinfacht kann man die Rechtfertigungslehre des mittelalterlichen Abendlandes, wie er sie aus der Universität und dem Kloster kannte, mit dem folgenden Bild darstellen: Gerettet (also vom ewigen Fluch der Hölle befreit) wird jeder, der wahrhaft, tief und aufrichtig vor Gott für seine Sünden Buße tut. Und zwar nicht so sehr aus Angst vor Strafe wie vielmehr aus Liebe zu Gott! Man kann sogar feststellen, dass auch für die heutige Kirche ähnli-

che Ansichten sehr typisch sind. Die meisten heutigen Prediger unabhängig von der Konfessionszugehörigkeit haben wohl eine ähnliche Meinung. Die Buße kann übrigens durch andere „minimale“ Forderungen ersetzt werden: zum Beispiel „sich zu Jesus zu bekehren“, „Christus als persönlichen Retter anzunehmen“, „zu Gott ‚Ja‘ zu sagen“ und Ähnliches. Leider sind auch innerhalb der lutherischen Kirche solche Prediger reichlich zu finden.

Es ist anzumerken, dass die Frage in der orthodoxen Theologie anders gestellt wird. Aber auch dort ist die Rettung in vieler Hinsicht Sache des Menschen selbst. Es ist kein Zufall, dass in der kirchlichen Begrifflichkeit die Rede davon ist, das Heil zu „erlangen“<sup>2</sup>.

Für einen Menschen mit besonders feinfühligem religiösem Gewissen wurde (und wird!) diese Lehre in jeder Form zur Quelle ständiger Besorgnis und Unruhe: Niemand kann sicher sein, dass er wirklich rechte Buße für seine Sünden getan hat und damit vor Gott gerechtfertigt ist. Niemand kann sicher sein, dass er genug für seine Rechtfertigung getan hat. Deshalb wusste zu Luthers Zeiten auch kein Mensch genau, ob er zu den Verfluchten oder zu den Geretteten gehören würde. So war jeder für religiöse Fragen sensible Mensch dazu verdammt, ständig in Zweifeln, Selbstzerfleischung und Wissensangst zu leben.

Martin Luther war einer dieser Menschen. Er selber beschreibt seine Gedanken und Qualen als „*Suche nach einem gnädigen Gott*“. Die Frage, mit der Luther sich plagte, lässt sich folgendermaßen auf den Punkt bringen: „Ja, ich weiß, dass mir vergeben wird, wenn ich aufrichtig Buße tue. Aber woher weiß ich, dass meine Buße wahrhaftig ist, dass sie ausreicht?“ Mehr noch, weil Gott Buße forderte, indem er bei Nichterfüllung dieser Forderung mit der Hölle drohte, wurde es unmöglich, Gott gegenüber die Sünden aus Liebe zu bereuen: Wie kann man unter Zwang lieben?

Nach langem Nachdenken und unterschiedlichen Varianten einer Antwort gelangt Luther zu folgender Überzeugung: „Ich weiß nicht, ob meine Buße echt ist oder nicht. Genauer gesagt: Ich weiß, dass sie absolut nicht echt ist. Aber mir ist gesagt, dass Christus für mich gestorben ist, dass Gott mir um seinetwillen vergibt. Und darauf werde ich vertrauen.“ Jetzt braucht der Gläubige sein Vertrauen nicht mehr auf seine eigenen inneren Qualitäten zu setzen (was auch immer darunter zu verstehen ist: Buße, Demut, Glaube, Frömmigkeit, Spiritualität), sondern auf das Opfer Jesu Christi. Nicht auf sich selber hoffen, nicht auf die eigenen geistlichen Leistungen, sondern nur

---

2 Anmerkung der Übersetzung: Im Russischen wird ein Begriff verwendet, der wörtlich „sich retten“ bedeutet.

auf die unverdiente Barmherzigkeit Gottes, die in Christus offenbart ist – das ist das Wesen des reformatorischen Durchbruchs Martin Luthers.

Jetzt brauche ich nicht mehr auf das zu schauen, was ich für meine Rettung tun muss, sondern auf das, was Gott in Christus schon für mich getan hat. Alle Versuche, Gott gnädig zu stimmen, sind nun als sinnlos und sogar schädlich zu betrachten, denn sie lenken davon ab, sich völlig Christus anzuvertrauen. Es ist klar, dass diese Anschauung zu einer Neubetrachtung der eigenen Auffassung vieler Bereiche des kirchlichen Lebens führt. Alles, was früher äußerst wichtig schien, tritt nun in den Hintergrund.

#### 4. Gesetz und Sünde

Im Zentrum der evangelisch-lutherischen Theologie steht also die Lehre von der Rechtfertigung aus Gottes Gnade durch den Glauben. Sie kann durch die prinzipielle Unterscheidung zwischen Gesetz und Evangelium konkretisiert und weiterentwickelt werden. Gemäß der lutherischen Glaubenslehre redet Gott auf zwei verschiedene Weisen zum Menschen. Dies sind Gesetz und Evangelium. Gesetz und Evangelium sind nach der klassischen lutherischen Theologie zwei prinzipiell verschiedene Worte Gottes, zwei vollkommen unterschiedliche Weisen, mit deren Hilfe Gott mit den Menschen umgeht.

Das schon erwähnte Gesetz bedeutet alle Forderungen, die Gott an die Menschen stellt (sowohl durch die niedergeschriebenen Gebote in der Schrift als auch zum Beispiel durch die Stimme des Gewissens). Das Gesetz hat zwei Funktionen (in der klassischen Terminologie ist vom „zweifachen Gebrauch“ des Gesetzes die Rede).

Erstens bietet das Gesetz moralische Orientierungspunkte, die den Menschen helfen, ihr Leben auf der Erde zu gestalten, es angenehmer, erfüllter und freudiger zu machen. Darüber werden wir etwas später detaillierter sprechen.

Der zweite „Gebrauch“ des Gesetzes tritt dann ein, wenn es als Heilsweg aufgefasst wird. Wenn der Mensch den Eindruck bekommt, durch das Einhalten der Gebote könne er Gottes Wohlwollen erreichen, die Ewigkeit erlangen und gerettet werden. Aber hier müssen wir wieder auf das schon Gesagte zurückkommen: Die Gebote sind bekanntermaßen nicht erfüllbar! Das Hauptgebot besteht in der Forderung, Gott über alles zu lieben. Aber auf Befehl zu lieben, ist schlicht unmöglich. Besonders, wenn hinter diesem Befehl die Drohung mit der Hölle steht! Man kann sich mit aller Kraft darum bemühen, gottgefällig zu handeln, man kann Liebe zu Gott vorspielen usw.,

aber von wirklicher Liebe kann keine Rede sein. Dementsprechend zeigt das Gesetz dem Menschen seine ganze Unzulänglichkeit und Sündhaftigkeit und lässt ihn außerdem einen kleinen Blick auf Gottes unvorstellbare Heiligkeit werfen, die von dem unter dem Gesetz befindlichen Menschen als schreckliche Bedrohung empfunden wird.

So ist das einzig Nützliche, was das Gesetz kann, den Menschen zur Verzweiflung zu bringen. Darin besteht seine Hauptaufgabe. Das Gesetz zeigt dem Menschen, dass ihm keine seiner Werke, keine seiner Eigenschaften und Anstrengungen helfen können, dem in seiner Heiligkeit unendlich fernen Gott näher zu kommen. Keinerlei Erfüllung des Gesetzes (selbst wenn sie formal möglich wäre!) kann den Menschen zu Gott führen, sondern sie ist lediglich in der Lage, ihm zu zeigen, wie weit er, der Mensch, von Gott entfernt ist.

Es ist wichtig zu betonen: Dies gälte selbst dann, wenn die Erfüllung des Gesetzes im Prinzip möglich wäre. Denn, indem der Mensch den Weg der Gesetzeserfüllung geht und sich bemüht, vor Gott durch die Erfüllung der Gebote gerechtfertigt zu werden, versucht er ja in gewisser Weise, sich auf sich selber zu verlassen, auf seine eigenen Werke und seine eigene Kraft, und damit stellt er willentlich oder unwillentlich sich selber in den Mittelpunkt seines religiösen Lebens – sich selber und nicht Gott. Denn die lutherische Glaubenslehre betont ja besonders: Das Wichtigste und im Grunde das Einzige, das Gott von uns verlangt, ist, dass wir ihn als Gott lieben und verehren, also dass wir all unser Vertrauen nur auf ihn setzen, dass wir uns voll und ganz, im Leben und im Sterben, in Zeit und in Ewigkeit ihm anvertrauen, dass wir ihn von ganzem Herzen lieben. Unser Gott ist im Grunde immer das, worauf wir unser Vertrauen setzen und das wir als höchsten und absoluten Wert verehren.

Aber die Sünde des Menschen besteht gerade darin, dass er dazu nicht fähig ist, dass er mehr an sich selber denkt als an Gott, dass sein Herz nicht voll und ganz dem Herrn gehört. Die Sünde besteht nicht – was auch immer andere Religionen und andere Richtungen des Christentums lehren – in einzelnen Fehlritten, sondern in dieser prinzipiellen Gottesferne, in dieser Selbstzugewandtheit des Menschen. Wenn der Mensch auch nur einen Teil seiner Hoffnungen auf sich selber setzt, ist Gott für ihn nicht mehr absolut und also auch gar nicht mehr Gott! Wenn meine Rettung letztendlich von mir abhängt, dann bin ich selber mein Gott. Denn dann muss ich ja letztendlich meine Hoffnung auf mich selber, auf meine Bemühungen und Kräfte, setzen.

Dementsprechend ist der Weg des Gesetzes ein Weg des Fluches – und nur des Fluches. Wobei der Mensch umso stärker unter diesen Fluch gerät, je mehr er sich bemüht, sein Heil (was auch immer das ist) zu verdienen. Das

sieht wie ein Teufelskreis aus. Je mehr ich daran denke, möglichst zu lieben, desto mehr denke ich an mich selber und an meine Gefühle und nicht an das, was ich liebe – was ich, genauer gesagt, eben nicht liebe.

Ja, in den meisten Religionen und auch in vielen christlichen Kirchen wird gelehrt, dass der Mensch in gewissem Maße selber Gott gefällig werden müsse, dass der Mensch an sich arbeiten müsse, dass die Sünde aus dem Innern des menschlichen Wesens überwunden werden müsse. Das Gesetz wird als etwas Rettendes, als Heilsweg aufgefasst. Durch derartige Aufrufe wendet sich der Mensch jedoch immer wieder nur sich selber zu. Die Rettung wird zu *seinem* Werk. Er hofft, zumindest teilweise, auf sich selbst. Deshalb kann er alle seine Hoffnungen nicht voll und ganz auf Gott setzen. Er ist nicht voll und ganz Gott zugewandt. Also ist der Mensch, so seltsam das klingt, gemäß der lutherischen Glaubenslehre umso weiter von Gott entfernt, je frömer und religiöser er im traditionellen Sinn ist.

Darin besteht die Tragödie der menschlichen Sünde: Selbst wenn der Mensch durch eigene Anstrengungen wirklich besser wird, entfernt er sich dadurch dennoch von Gott. Und diese Tragödie ist unausweichlich, weil der Mensch so beschaffen ist, weil alles um ihn herum ihn lehrt, dass, wenn er etwas erreichen wolle, er sich anstrengen und etwas an sich ändern müsse. Die Gerechtigkeit des Gesetzes kann große Höhen erreichen, aber sie ist immer zumindest teilweise eine *Selbst*gerechtigkeit des Menschen, und deshalb ist sie eine Fortführung der Sünde. Niemand leugnet, dass Menschen auf dem Weg der Rettung durch das Gesetz große geistliche Errungenschaften und moralische Höhen erreicht haben. Aber was sie nicht hatten, war absolutes Vertrauen auf Gott, also ein Verhältnis zu Gott als Gott und nicht wie zu einem (wenn auch mächtigen) Partner im Rettungswerk.

## 5. Das Evangelium und die Gerechtigkeit des Glaubens

Verzweiflung, Sünde, Fluch – dorthin führt der Weg des Gesetzes, der Weg der Unfreiheit. Wenn Gott für uns nur dieses Wort hätte, gäbe es überhaupt keine Hoffnung. Aber das wichtigste Wort Gottes ist ein anderes. Es heißt Evangelium. Unter diesem Wort „Evangelium“ versteht man in der lutherischen Sprache der Theologie in diesem Fall nicht die vier in der Bibel zu findenden Bücher und auch nicht die Gesamtheit der Lehre Christi, sondern die Gute Nachricht von der Rettung um Christi willen, wie auch immer sie dem Menschen zukommt. Das in diesem Sinn verstandene Evangelium unterscheidet sich grundsätzlich vom Gesetz. Das Evangelium ist, wie schon

gesagt, ein prinzipiell anderes Wort Gottes. Das Evangelium fordert nichts mehr, es drückt die absolute und bedingungslose Annahme des Menschen durch Gott aus. Es stellt die Beziehungen zwischen Mensch und Gott auf eine völlig andere Grundlage. Die Werke des Menschen, seine Qualitäten, seine Verdienste, sein geistliches Wachstum, seine Reue, sein Erleben und seine Gefühle – all das wird jetzt völlig unwichtig. Wichtig ist nur das von Gott in Christus gesagte Wort der Vergebung und Rechtfertigung. Nicht auf sich selbst, sondern nur auf Christus konzentriert sich der Gläubige.

Unsere Rettung und Rechtfertigung befindet sich nicht in uns, sondern außerhalb von uns – das ist der Generalschlüssel der lutherischen Theologie. Deshalb ist auch das Wort der Vergebung ein äußeres Wort. Es ist völlig unwichtig, was wir fühlen oder denken, ob wir uns zum Beispiel als gerettet empfinden oder nicht. Wichtig ist nicht dies, sondern das Wort der Vergebung, das uns von außen (durch den Bibeltext, durch das Wort des Pastors bei der Beichte, durch die Predigt usw.) gesagt ist. Dass wir Vergebung erleben und unsere Rechtfertigung, das ist, wie sich herausstellt, nicht an unseren inneren Zustand gebunden, der sich ändern kann und ständig ändert, sondern an jenes äußere Wort.

Das kann man auch so beschreiben: Unter anderem (an sehr vielen und sehr unterschiedlichen Stellen) gibt es in der Bibel auch Worte darüber, dass Gott Menschen um Christi Willen vergibt und annimmt. Nicht wegen ihrer Werke oder Errungenschaften, nicht wegen ihrer Geistlichkeit und Heiligkeit, nicht wegen ihres Glaubens und ihrer Buße, sondern nur um Christi Willen. Wenn der Gläubige zum Jüngsten Gericht kommt, wird er von Gott alle Anklagen hören. Das werden viele sein! Aber anstelle von Rechtfertigungen („Ich bin doch gar nicht so schlecht“ oder „Ich habe aber auch etwas Gutes getan“ oder „Ich war zumindest gläubig“) wird er einfach sagen: „Ja, ich stimme allen Anklagen zu, aber du, Herr, hast versprochen, mir um Christi willen zu vergeben. Und jetzt rechne ich damit, dass du dieses, dein Versprechen einhältst!“ Faktisch geht es darum, Gott „beim Wort zu nehmen“!

Das Evangelium ist etwas Unerhörtes, das alle gewohnten Schemata völlig auf den Kopf stellt. Wenn der Mensch das Evangelium begreift, braucht er für seine Rettung nichts mehr zu tun. Er weiß einfach, dass er gerettet ist. Gerettet ohne jedes eigene Verdienst, ohne jede Anstrengung seinerseits. Seine Rettung verdankt er nur Gott selbst. Der Mensch sieht nicht mehr auf sich selbst, sondern auf Jesus Christus und hofft nur auf ihn. Genau das ist Glaube: der Blick nach außen, der Blick auf Christus, der Verzicht darauf, sich selber retten zu wollen, völliges Vertrauen auf Gott.

Der Gläubige erweist sich gerade dann als gerecht, gerechtfertigt, gerettet, wenn er dem Versuch absagt, seine Gerechtigkeit selber zu erreichen, und

wenn er akzeptiert, dass er (gerecht oder ungerecht) von Gott angenommen ist. Der Gläubige wirft sich sozusagen Hals über Kopf in die offenen Arme Gottes und denkt nicht mehr an sich selbst. Das ist die Gerechtigkeit des Evangeliums, die Gerechtigkeit des Glaubens. Eine Gerechtigkeit, die nicht auf sich sieht, sondern nur auf Gott. Der Glaubende fragt sich nicht: „Habe ich auch genug für meine Rettung getan, habe ich aufrichtig Buße für meine Sünden getan, glaube ich fest?“ Der Glaubende denkt nur an Christus, an das, was dieser getan hat. Glauben heißt begreifen, dass nichts von dem, was in mir ist, zur Ursache für meine Rettung werden kann. Glauben heißt, mitten in allen Zweifeln und Versuchungen nach außen zu schauen, auf Christus und nur auf ihn.

So ist also der Glaube im lutherischen Verständnis nicht irgendeine innere Eigenschaft oder ein Komplex von Eigenschaften, sondern der prinzipielle Verzicht darauf, die Rettung mit den eigenen inneren oder äußeren Eigenschaften in Verbindung zu bringen, das Hoffen einzig und allein auf Christus. Gläubig ist derjenige zu nennen, der sich nicht bemüht, aus eigener Kraft das Heil zu erlangen, sondern der im Wissen darum, dass ihm dies vollkommen unmöglich wäre, ausschließlich auf die Gnade Gottes in Christus hofft. Es ist wichtig, daran zu denken, dass wir im Luthertum mit einer völlig anderen Idee von Glauben zu tun haben als bei den meisten Christen oder kirchenfernen Menschen.

Und dann, wenn er sich voll und ganz der Macht Gottes anvertraut, wenn er Gott seine Ewigkeit anvertraut, dann beginnt der Mensch auch, ihn als Gott zu verehren, weil er seine absolute Macht über sich anerkennt und darauf verzichtet, sich irgendwie selber zu bestätigen. Gerade indem er erkennt, dass Gott ihn ohne jegliche Bedingungen gerettet hat, beginnt der Mensch auch, Gott zu lieben. Nicht weil ihn Forderungen dazu zwingen, sondern aus reiner Dankbarkeit. Gott rettet den Menschen unabhängig von dessen Anstrengungen, ausschließlich aus seiner eigenen Barmherzigkeit, die in Christus offenbart wurde. Dabei bleibt der Mensch an sich sündig. Er wendet sich immer wieder von Gott ab. Aber Gott rechnet ihm die Gerechtigkeit Christi an. Der Gläubige ist sündig wie auch jeder andere Mensch, aber gleichzeitig ist er in Gottes Augen vollkommen gerecht, denn die Gerechtigkeit Christi ist vollkommen. Deshalb lehrt das Luthertum, dass der Gläubige gleichzeitig Sünder und Gerechter ist. Und zwar Sünder und Gerechter im vollen Sinn der Worte. Der Mensch bleibt Sünder. Er vergisst immer wieder das Evangelium und versucht, sich immer wieder selber vor Gott zu rechtfertigen. Immer wieder meint er, es sei nicht genug, „nur zu glauben“, und er müsse selber etwas tun (fühlen, erleben). Immer wieder weigert er sich, sein ganzes Vertrauen auf Christus zu setzen. Das ist die Natur

des Menschen; so ist die Welt um uns beschaffen. In ihr gilt das Prinzip von Strafe und Belohnung. Menschen haben die Tendenz (wie man sogar in vielen protestantischen Kirchen beobachten kann), dieses Prinzip auch auf den Begriff des Glaubens auszuweiten und es zu einer Bedingung für das Heil zu machen. So, als würde Gott uns *für* unseren Glauben belohnen, indem er uns rettet. Das Denken des Menschen über sich ist seiner Natur nach unausweichlich immer gesetzlich. Folglich muss dem Gläubigen das Evangelium immer wieder verkündigt werden, immer wieder müssen seine gewohnten Denkschemata zerschlagen werden, und immer wieder muss er zu Christus bekehrt werden. Darin besteht nach Luther die erste und wichtigste Aufgabe der Kirche.

## 6. Lebendiger Glaube – sowohl Gesetz als auch Evangelium

Es ist wichtig, nicht zu vergessen, dass laut Luthers Lehre sowohl Gesetz als auch Evangelium für den gläubigen Menschen ihre Kraft behalten. Er bleibt die ganze Zeit unter dem Fluch, er kämpft die ganze Zeit mit Gott. Der berühmte kirchliche Dichter und Schriftsteller des 20. Jahrhunderts Jochen Klepper (1909–1942) schreibt in seinen Tagebüchern: „Denn ganz gewiss ist Glauben ein bitteres Leiden; und doch für keinen Trost und keine Freude der Welt hinzugeben, aller Wahl und allem Wunsch und allem Willen entzogen. [...] Mich hält allein das Leiden des Glaubens an Gott, dessen Wille über mich, dessen Forderung an mich verborgen bleibt.“ Und an anderer Stelle: „Der Glaube ersteht in immer neuen Einbrüchen, denen jedes Mal der völlige Zusammenbruch voranzugehen droht. Was ist's? Dass die Heiligung nicht die Bewährung und Bestätigung des Glaubens wird, sondern vielmehr immer wieder durchlitten werden muss.“ Diese tragische Inbrunst, die zum großen Teil durch biographische und historische Gründe bedingt ist, ist für uns heute kein Muss. Aber es ist von kritischer Bedeutung, daran zu denken, dass der Glaube aus dem Kampf entsteht, dass der Glaube ein Durchbruch ist. Und zwar ein Durchbruch, der immer wieder neu geschieht. Ein Durchbruch vom Gesetz zum Evangelium.

Bei unserem Leben im Glauben hören wir nicht auf, Anfragen an Gott zu stellen, uns vor ihm zu verstecken und letztendlich innerlich mit ihm zu kämpfen. Dieser in Frage stellende und konfliktreiche Glaube bringt uns zum Evangelium.

Evangelium ist die Erkenntnis, dass unser Kampf ein Kampf mit uns selbst war. Wir haben für unsere Rechte, für unsere Rettung, für unsere Seligkeit, für unser Glück gekämpft. Das Ergebnis war, dass wir selber redeten und

handelten – und nicht Gott. Wir standen für uns selber an erster Stelle. Dabei strebten wir bei diesem Kampf natürlicherweise eine Knechtschaft an. Wir schränkten uns entweder selber ein oder zwangen uns zu etwas, oder aber wir boten Gott und der Kirche auf allerlei Weise an, uns in Knechtschaft zu nehmen. Denn wir hatten den Eindruck, wir kämen der Rettung umso näher, je mehr wir uns einschränkten, je mehr Leiden und Nöte wir ertrügen, je gründlicher wir versuchten, mit unseren natürlichen Gefühlen und Bedürfnissen fertig zu werden. Das Evangelium dagegen macht uns fähig, Gott zu hören, der letztendlich nur eines will: uns zu befreien.

Das Evangelium lässt uns in Gott Gott sehen, also den, in dessen Händen unser Leben und unser Tod, unser ewiges Leben und unser ewiger Tod liegt. Wir verlieren im Kampf mit ihm, aber Gott steht über allen Siegen und Niederlagen. Gott ist in keiner Weise eingeschränkt, ihm sind keine Grenzen gesetzt, er ist alles in allem. Er ist das Absolute und die Heiligkeit selbst. Ja, natürlich war unser Kampf mit solch einem Gott von Anfang an zur Niederlage verdammt. Aber gerade die Erkenntnis dieser Niederlage und unsere bedingungslose Kapitulation vor Gott befreien uns von der Notwendigkeit, immer wieder uns über die Maßen anzustrengen und auf alles zu verzichten. Sie befreien uns für die Gute Nachricht. Diese Kapitulation heißt in der traditionellen protestantischen Kirchensprache Buße und Glaube. Buße nicht mehr im Sinn des Bereuens einzelner Taten (obwohl auch das stattfinden kann und soll), Buße nicht im Sinn einer Forderung des Gesetzes, sondern Buße im ursprünglichen biblischen Sinn, also als Umkehr, als Wechsel der Orientierungspunkte im Leben, der Richtung des Blicks und der Richtung der Bewegung. „Tut Buße [wendet euch um] und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1,15). – Genau mit diesem Aufruf beginnt Jesus Christus seine Verkündigung.

Wir finden Frieden in der Guten Nachricht, die besagt, dass wir unsere Kräfte nicht mehr für den Kampf mit uns selbst verschwenden sollen und den Versuch, besser und gottgefälliger zu werden. Und damit sind wir jetzt und wirklich erst jetzt fähig, uns für selbständiges, freies und verantwortliches Handeln zu öffnen.

Hier können und müssen wir die Frage nach Prädestination und dem verborgenen Gott beiseitelassen, weil sich diese Themen auf einer ganz anderen Ebene entwickeln. Natürlich ist Gott allmächtig, und seine Allmacht ist aktuell: Er handelt in jedem Prozess dieser Welt, in jeder von unseren Taten. Aber sein Handeln geschieht nicht gegen unsere Freiheit, sondern aus unserer Freiheit von innen heraus. Mit den Worten des schon genannten Paul Tillich: Wir müssen beim Nachdenken nicht vom Prinzip der Heteronomie oder Autonomie, sondern vom Prinzip der *Theonomie* ausgehen.

Das Prinzip der Autonomie impliziert, dass der Mensch selbständig und ohne jeden äußeren Einfluss handelt. Das Prinzip der Heteronomie bedeutet, dass sich der Mensch in seinem Handeln einer äußeren Kraft, einem äußeren Einfluss unterordnet. In der Religion wird unter diesem äußeren Einfluss häufig Gott verstanden. Gott ist jedoch weder eine äußere Kraft, noch ein äußerer Faktor. Er ist nicht eine der Kräfte oder eines der Objekte dieser Welt. Er durchdringt alles, und zugleich unterscheidet er sich aufs Äußerste von allen Dingen. Am besten passt deshalb das Prinzip der Theonomie: Das Wirken Gottes auf uns und unsere eigene Freiheit widersprechen einander nicht. Eins setzt das andere nicht außer Kraft, eher ist das Gegenteil der Fall. Beides geschieht einfach in unterschiedlichen Dimensionen. Mit den Dingen und Phänomenen dieser Welt kann man sich so etwas nicht vorstellen, aber wir haben es ja mit Gott zu tun, der unendlich anders ist als alles, was wir uns nur vorstellen können. In klassischer Bekenntnissprache: Die Knechtschaft unseres Willens vor Gott setzt in keiner Weise unsere Freiheit in Bezug auf diese Welt außer Kraft. Sie liegt bloß auf einer anderen Ebene. Die Ebene des verborgenen Gotteswillens lassen wir bei unserer jetzigen Betrachtung – wie schon gesagt – ausgeklammert. Wir sprechen von unserer Freiheit in Bezug auf das Gesetz, auf die Gebote und auf die Welt.

Also erinnert uns der Glaube ständig an die bedingungslose Niederlage vor Gott.

Aber der Glaube schenkt uns Befreiung. Die Erkenntnis unserer Niederlage im Kampf mit Gott und die von ihm geschenkte Befreiung – das sind zwei Seiten des Glaubens. Gerade die Polarität und Dynamik dieser beiden Seiten lassen unseren Glauben nicht einschlafen, machen ihn lebendig – im Gegensatz zu jenem „toten Glauben“, von dem Jakobus schreibt (Jak 2,17).

## 7. Der Akt der Freiheit

Freiheit ist (anders als zum Beispiel in der Vorstellung von Nikolai Berdjajew) nicht so sehr eine metaphysische Wesenheit als vielmehr ein Handeln. Freiheit wird in sehr konkreten Handlungen erlebt. Freiheit lebt im Kampf. Aber jeder Durchbruch des Glaubens, jeder Akt der Freiheit ist in gewissem Sinn ein spezifisch ausgerichtetes Phänomen. Es zielt „punktförmig“ auf die Überwindung eines bestimmten Hindernisses, einer „Unfreiheit“. Es ist kein abstrakt-formloses „Zerfließen nach allen Seiten“. Der Akt der Freiheit hat eine Struktur, eine Richtung, ein klares Ziel. Die Befreiung erfordert Anstrengung. Diese Anstrengungen müssen in einer bestimmten Richtung

fokussiert und konzentriert sein. Beispielsweise erfordert jede politische Befreiungsbewegung eine gute Organisation, eine klare Struktur, sogar eine strenge Hierarchie, und maximalen Einsatz ihrer Mitglieder für die Sache. Hier, in dieser Strukturiertheit und Rigidität, lauert die Gefahr, dass die Erfahrung der Freiheit missbraucht wird und zu einer neuen Unfreiheit entartet. Und hier liegt die Gefahr, die viele Kirchen und Religionsgemeinschaften bedroht. Wenn man zur Freiheit durchgebrochen ist, hat man den unbewussten Wunsch, solche „Strukturen des Durchbruchs“ zu erhalten, zu „kanonisieren“, sie sogar absolut zu setzen. So entstehen zum Beispiel postrevolutionäre Diktaturen. Das geschieht auch immer wieder mit der Kirche selbst. Es ist kein Zufall, dass der Begriff Kirche selbst – wie schon erwähnt – mit dem Wort „Knechtschaft“ assoziiert wird.

Aber in einem solchen Durchbruch ist auch die Heftigkeit des Befreiungserlebnisses enthalten. Die Heftigkeit des Freiheitserlebens. Freiheit ist kein philosophischer Terminus, wahre Freiheit lässt sich nicht mit Erörterungen ausdrücken, sondern nur mit dem Ausruf „Ich bin (endlich) frei!“ Deshalb ist die Erfahrung solcher Durchbrüche unendlich wertvoll!

Im Akt der Freiheit gibt es prinzipiell kein Gesetz. Für einen Augenblick ist nicht das System und nicht einmal die Struktur seines Durchbruchs wichtig, sondern nur der Durchbruch selber, das Überwinden an sich, der Protest als solcher. In der Freiheit gibt es keine Gesetze. Das ist am Beispiel der neutestamentlichen Gleichnisse deutlich sichtbar, die das Reich Gottes abbilden. Sie sind betont irrational: Arbeiter, die unterschiedlich lange arbeiten, bekommen die gleiche Bezahlung (Mt 20,1–16); ein Kaufmann verkauft sein ganzes Vermögen um einer einzigen Perle willen (Mt 13,45–46); ein untreuer, korruptierter Verwalter wird gelobt (Lk 16,1–9). Aus den Gleichnissen Jesu kann man keine Regeln und Gesetze ableiten, nicht einmal irgendwelche „Gesetze des Reiches Gottes“. Sie sind Illustrationen der Freiheit. Sie sprechen davon, dass gerade die Freiheit selber der Inhalt des himmlischen Reiches ist. Und da die Freiheit, wie wir behaupten, in konkreten Befreiungshandlungen spürbar ist, ist jede Befreiung (auch die weltlichste und profanste) ein Durchbruch zum Reich Gottes und sein Vorgeschmack.

Freiheit wird uns in immer neuen Durchbrüchen gegeben. Deshalb kann das Ziel des Glaubens niemals erreicht werden. Das Evangelium in uns verstummt nie. Gott hört nicht auf, durch dieses zu uns zu rufen.

Aber neben diesem ewigen Kampf mit Gott entsteht auch eine neue Spannung, eine Art neuer Kampf: Das „Ja“ zur Freiheit, das wir von Gott angenommen haben, und die unfreie Welt um uns herum geraten miteinander in Konflikt. Und hier offenbart sich die „Lebendigkeit“ unseres Glaubens auch nach außen. Gerade hier erhebt sich die Frage nach der Verantwortlichkeit

und Selbständigkeit unserer Beschlüsse und Handlungen, denn Christen, das heißt diejenigen, die Gottes Freiheit angenommen haben, sind in genau diese unfreie Welt gesandt. In ihr sollen sie Boten der Freiheit sein.

Es ist wichtig, nicht zu vergessen, dass es bei der Verwirklichung der Freiheit in der Welt nicht in erster Linie und unbedingt um eine Revolution oder eine gewaltsame Umgestaltung der Gesellschaft geht. Manchmal sind diese auch notwendig, aber das Wichtigste ist etwas anderes. Die Unfreiheit aus ihr selbst heraus zu überwinden – das ist unsere schwierige, aber gesegnete Aufgabe.

## **8. Kreuz und Auferstehung: Überwindung der Unfreiheit von innen heraus**

Der gekreuzigte Christus ist äußerlich das Sinnbild absoluter Unfreiheit. Am Kreuz ist er absolut machtlos. Er kann nichts mehr tun. Aber diese seine Unfreiheit wird zur Überwindung des alten religiösen (und in vieler Hinsicht auch des gesellschaftlichen) Systems, zum Durchbruch zu etwas Neuem und damit zu einem Akt der Freiheit.

Die Geschichte des neutestamentlichen Christentums selbst bezeugt: In Jesus kennt der Freiheitsdrang keine Grenzen. Das betrifft nicht nur seine Wunder. Sie sind nur Zeichen für etwas Größeres. Er selbst und seine Jünger zerstören in erster Linie die traditionellen Grundlagen der Gesellschaft und Religion der ganzen Welt. Dabei geht es Jesus keinesfalls um das Aufstellen eines neuen religiösen oder gesellschaftlichen Systems. Jedes neue System würde die Schaffung einer neuen Unfreiheit bedeuten. Er strebt danach, von allen Systemen unabhängig zu sein. Er lehnt nicht die Religion seiner Zeit mit allen ihren Elementen ab, zeigt aber betont wenig Interesse an ihnen und verstößt manchmal offen gegen die eine oder andere Vorschrift. Man denke nur an das berühmte „nicht der Mensch ist für den Sabbat da, sondern der Sabbat für den Menschen“ (Mk 2,27). Er kämpft nicht um Macht, ruft nicht zu einem gewaltsamen Sturz der Vertreter der Besatzungsmacht auf, erhebt nicht einmal Einsprüche gegen das Zahlen von Steuern, aber dennoch stellt er klar fest: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ (Joh 18,36). In Christus ist weder Mann noch Frau, weder Jude noch Grieche, weder Sklave noch Freier (vgl. Paulus in Gal 3,28).

Die Sache Jesu besteht also in der Zerstörung des Systems (und in diesem Sinne teilweise auch darin, es als Objekt ständigen Überwindens anzunehmen), aber nicht in der Schaffung eines neuen. Nicht ein neues ideales

System, sondern der ständige Durchbruch zur Freiheit – das ist sein Ideal. Der römisch-katholische Theologe Alfred Loisy (1857–1940) hat das mit seinen berühmten, der Kirche gegenüber sehr kritischen Worten „Jesus verkündete das Reich Gottes, gekommen ist die Kirche“ illustriert. In vieler Hinsicht spiegelt dieser Satz gerade eine Erfahrung wider, die mit Befreiung zu tun hat: Das Reich Gottes wird als Reich der Freiheit gedacht und erwartet, stattdessen aber werden eben jene „Strukturen des Durchbruchs“ verewigt, die in diesem Fall den Namen Kirche tragen. Es ist verständlich, dass die Bildung von Rahmen, Einschränkungen und in gewissem Maße unterjochenden Strukturen unausweichlich ist, solange wir in dieser Welt leben und um Freiheit kämpfen. Aber wenn es um kirchliche Strukturen geht, ist es hochwichtig, dass diese eine Erinnerung an und ein Zeugnis für die Freiheit des Reiches Gottes, nicht die Knechtschaft des Gesetzes sind.

Ebendieser Durchbruch zur Freiheit ist übrigens auch dann wichtig, wenn wir vom Heiligen Geist sprechen. Schon das Wort „Geist“ bedeutet in den Sprachen der Bibel zunächst den Wind, ist doch der Wind eines der markantesten Freiheitssymbole. Vom Heiligen Geist zu leben, bedeutet für uns heute, im Drang zur Freiheit zu leben. Sind wir zu einem solchen Leben bereit? Oder ziehen wir die Abgestandenheit fester Wände vor, die uns in ihrem Rahmen halten? Alle Wände sind letztendlich ein Bild für das Grab. Aber das Grab Christi war am Sonntagmorgen leer. So ist also die Auferstehung Christi eine Idee der Freiheit, die durch die höchste Unfreiheit der Kreuzigung erreicht wird.

Hier kann man das schon Gesagte nochmals wiederholen: Im selben Kontext sind auch die zeichenhaften Ereignisse des irdischen Dienstes Jesu zu deuten, zum Beispiel die von ihm vollbrachten Heilungen. Der Sinn der Heilung besteht in der Befreiung von der Krankheit, die den Menschen äußerlich oder innerlich bedrängt und einschränkt. Heilung ist dabei in neutestamentlichem Sinn nicht so sehr eine praktische Lösung des Problems (denn Jesus hat ja nicht alle für immer und sofort geheilt), sondern ein Symbol für Freiheit.

Die Erfahrung der Kreuzigung und die Erfahrung der Heilungen tragen eine besondere Konnotation: Wir stoßen auf Leid. Leid (besonders das Leid eines anderen Menschen) aber ruft bei uns Unbehagen hervor und zwingt uns dazu, dieses zu überwinden und uns vorwärts zu bewegen. Leid fordert zur Verwirklichung der Freiheit heraus. In unserer Welt gibt es ziemlich viel Leid, das überwunden werden muss, aber welches gesetzlich denkende Menschen vorzugsweise nicht bemerken. Gesetzliches, „sklavisches“ Denken ist auf die Erfüllung von Vorschriften konzentriert und nicht auf die Überwindung des Leides und des Bösen. Diese kommt in seinem Bezugssystem

nicht vor: Es ist egoistisch, weil es die eigene Rettung als Ziel vor Augen hat. Menschen aber, die von Christus befreit sind, sind bereit, die Welt, andere Menschen, deren Bedürfnisse, Freuden und Schmerzen wahrzunehmen. Diese Wahrnehmung wirft Fragen auf, manchmal sehr unbequeme Fragen an einen selbst, an den Glauben und an Gott selbst. Aber sie spornt zu aktivem Handeln an. Die Auseinandersetzung mit Leid und die dadurch angeregten inneren und äußeren Konflikte sind eine Fortsetzung unseres grundlegenden Konflikts mit Gott.

## 9. Unfreiheit innerhalb der Kirche

Wie wir schon mehrfach festgestellt haben, zeigt die Geschichte, dass sich die Kirche leider als ein neues System der Unfreiheit entpuppen kann. Diese Unfreiheit zeigt sich als erstes auf rein kirchlichem Gebiet. Das geschieht, wenn die Kirche ihre Hauptaufgabe nicht erfüllt: das Evangelium allen Menschen zu verkündigen. Es geschieht, wenn sie sich in der Gefangenschaft des Pharisäismus, der Bürokratie, des Nationalismus, des Missbrauchs von Formen und Traditionen usw. befindet. Derartige Situationen sind vielen von uns bekannt. Sie entstehen, wenn sich die Kirche nicht als Verkündigerin des befreienden Evangeliums, sondern als Hüterin des Gesetzes versteht. Die Formen und Arten dieses Gesetzes können sich ändern. Manchmal können sie äußerlich sogar sehr anziehend und relativ „frei“ sein. Zum Beispiel wird der Unterschied zwischen Luthertum und, sagen wir, Orthodoxie häufig darin gesehen, dass die Verhaltensregeln im Luthertum leichter und einfacher sind, und von einem Kirchenmitglied weniger verlangt wird. Es geht also darum, dass das „lutherische Gesetz“ etwas andere Formen im Vergleich zum orthodoxen oder katholischen hat. Das stellt ein völliges Unverständnis des Wesens der Evangeliumsverkündigung dar, welche die Hauptaufgabe der lutherischen Kirche ist.

Besonders traurig ist es, solche Dinge zu beobachten, wenn man erkennt, woher eigentlich ein bedeutender Teil der kirchlichen, „heiligen“ Traditionen stammt. Auf dem ersten Blick meint man, sie seien aus der Heiligen Schrift übernommen oder im Lauf der Kirchengeschichte selbst entwickelt worden. Es wäre jedoch richtiger zu sagen, dass ein recht großer Teil der Traditionen schlicht aus der Umwelt entlehnt und dann durch den kirchlichen Gebrauch „geheiligt“ wird. Das geschieht schon auf einfachstem Niveau, zum Beispiel bei den kirchlichen Gewändern, die ursprünglich die normale Kleidung ihrer Zeit waren. Aber die „Mode“ änderte sich, und die Kirche hielt sich an die

Tradition und begann, sich diesbezüglich von ihrer Umgebung abzuheben. Als weiteres Beispiel kann die altertümliche kirchliche Sprache dienen. Aber Ähnliches geschieht auch bei ernsthafteren Fragen einschließlich ethischer. Schon in die Bibel gelangte übrigens ein Teil der Vorschriften durchaus nicht durch übernatürliche, göttliche Offenbarung, sondern gehörte zum normalen Ethos der Völker jener Zeit und jener Gegend. Solche Vorschriften heute gedankenlos einzuhalten und sie für direkte göttliche Festsetzungen zu halten, ist schlicht gefährlich. Noch gefährlicher ist es, auf deren Einhaltung als einem wichtigen Element der christlichen Identität zu bestehen. So wird diese Identität durch eine falsche ersetzt. Am häufigsten sind diese Bräuche, Festlegungen und Werte patriarchalische Traditionen (abhängig vom „Leichtigkeitegrad“ der kirchlichen Gesetzlichkeit können sie in gewissem Maße abgemildert sein). Natürlich braucht man keine Zweifel daran zu haben, dass ein Teil davon auch heute seinen Sinn haben und nützlich sein kann. Aber in jedem Fall bedürfen sie der kritischen Analyse und können nicht einfach als gegeben hingenommen werden.

Das Gesetz (wenn wir es nicht im oben beschriebenen theologischen, sondern im von Luther als „politisch“ bezeichneten Gebrauch, also im ethischen Gebrauch betrachten) ist keine Sammlung absoluter Normen, die ein Selbstwert sind, sondern ein System von Orientierungspunkten, die es uns ermöglichen, uns in der menschlichen Welt einzurichten und in jedem Einzelfall selbständige und verantwortliche Entscheidungen zu treffen. Wir erinnern noch einmal daran, dass es wichtig ist zu begreifen, dass die vom Gesetz vorgegebenen Orientierungspunkte in der Bibel nicht zum ersten Mal in Erscheinung treten. Sie sind, wie Paulus sagt, schon in der Natur des Menschen als Geschöpf angelegt. Luther schreibt:

„Es ist nicht neu, was Mose gebietet. Denn, was Gott den Juden durch Mose vom Himmel gegeben hat, das hat er auch in aller Menschen Herzen, der Juden sowohl wie der Heiden, geschrieben, nur dass er's den Juden als seinem eigenen erwählten Volk zum Überfluss auch mit leiblicher Stimme und Schrift hat aufschreiben und verkündigen lassen. So halte ich nun die Gebote, die Mose gegeben hat, nicht deshalb, weil Mose sie geboten hat, sondern weil sie mir von Natur eingepflanzt sind und Mose hier ganz mit der Natur übereinstimmt usw. Aber die anderen Gebote bei Mose, die nicht von Natur allen Menschen eingepflanzt sind, halten die Heiden nicht, gehen sie auch nicht an [...], die doch auch schön sind“.<sup>3</sup>

---

3 „Eine Unterrichtung, wie sich die Christen in Mose schicken sollen“ von 1525.

Als solche können sich biblische oder andere religiöse Gebote auch bei der Lösung von Problemen unseres modernen Alltagslebens als nützlich erweisen. Hier ist jedoch Vorsicht geboten. Luther führt in seiner „Unterrichtung“ weiter aus:

„Man muss mit der Schrift sorgfältig umgehen und verfahren. Das Wort ist nun seit Anbeginn auf mancherlei Weise ergangen. Man muss nicht allein darauf sehen, ob es Gottes Wort sei, ob Gott es geredet habe, sondern viel mehr, zu wem es geredet sei, ob es dich betreffe oder einen anderen. Da gibt's denn einen Unterschied wie Sommer und Winter. Gott hat zu David viel geredet, hat ihn dies und jenes tun geheißten. Aber es geht mich nicht an, es ist nicht auch zu mir geredet.“

Darauf werden wir noch zurückkommen.

Manchmal entwickelt die Kirche auch ihre eigenen institutionellen Traditionen, die hauptsächlich mit der inneren Bürokratie zu tun haben, welche fälschlicherweise als „kirchliche Ordnung“ verstanden wird. In diesem Fall entartet das Kirchenleben zum Befolgen einer Gesetzmäßigkeit, für die es nun wirklich kaum möglich ist, auch nur irgendeine Rechtfertigung oder Begründung zu finden. In eine sowieso schon durch bürokratische Formalitäten und Hindernisse zermürbte Welt bringt die Kirche auch noch ihre eigenen ein und treibt die Versklavung des Menschen noch weiter. Man könnte daran denken, dass gerade die traditionellen protestantischen Kirchen mit ihrem Hang zur Ordnung dieser Gefahr am stärksten ausgesetzt sind. Hier ist unsere besondere Aufmerksamkeit und Vorsicht gefordert. Das Streben nach Klarheit, Einfachheit und Leichtigkeit, das hinter der Ordnung des kirchlichen Lebens stehen soll, darf keinesfalls zu einem Angriff auf die evangeliumsgemäße Freiheit ihrer Mitglieder werden.

Andere Kirchen neigen eher zu einer engen Verflechtung mit nationalen oder ethnischen Aspekten. Eine direkte Identifikation zwischen der einen oder anderen Kirche und einer bestimmten Nationalität ist heute wohl kaum noch zu finden, aber mehr oder weniger enge Verbindungen sind gar nicht so selten zu beobachten. Auch diese sind in der Lage, die Freiheit der Gläubigen einzuschränken, indem sie sie in einen nationalen Rahmen pressen. Aber schlimmer ist etwas anderes: So schränken sie das Evangelium selbst ein und machen es zum Erbe einer bestimmten ethnischen Gruppe.

Eine weitere Gefangenschaft für die Kirche kann deren Nutzung als Quelle einer bestimmten Ideologie oder sogar als politische Marionette sein. Das geschieht leider nur zu oft. Der christliche Glaube wird heimlich durch eine bestimmte Ideologie ersetzt. In unserer Zeit ist die größte Gefahr die des Fundamentalismus, der an die Stelle des befreienden Glaubens die sklavi-

sche Annahme gewisser nicht offensichtlicher Wahrheiten stellt. Aus der Botschaft von der Freiheit wird der christliche Glaube hier zu einem neuen ideologischen System umgewandelt. Besonders traurig ist, dass die Kirchen selber dieses Bedürfnis gern ausnutzen. Aber nicht selten beobachten wir auch, wie die Kirche in der Politik als ideologischer Deckmantel genutzt wird, um unangenehme gesellschaftspolitische Tendenzen mit Worten über angeblich „traditionelle“ Werte zu rechtfertigen und schön zu reden.

Christen sind Mitglieder der Kirche und tragen damit Verantwortung für die Ordnung und das Wohlergehen ihrer Gemeinde und Kirche, um die Hauptaufgabe der Kirche zu ermöglichen: Nämlich das Evangelium zu predigen, indem sie mit Wort und Tat, durch den Sonntagsgottesdienst und durch andere Dienste der Gemeinden, Zeugnis von der Freiheit in Christus geben. Sie müssen bestrebt sein, die beschriebenen Gefahren zu meiden und ihre Kirche zu einem Bereich der Freiheit zu machen.

## 10. Verkündigung in einer unfreien Welt: Die Zwei-Reiche-Lehre

Ja, die Kirche versucht nicht selten, ihre Mitglieder zu versklaven. Aber noch mehr wirkt sich die Unfreiheit natürlich außerhalb der Kirche aus. Zum Beispiel da, wo die Rechte des Menschen aus politischen, wirtschaftlichen oder irgendwelchen anderen Gründen verletzt werden, wo die Freiheit der Persönlichkeit, ihr Selbstausdruck und ihre Selbstbestimmung ohne triftige Rechtfertigung eingeschränkt werden. Jeder von uns kann eine Menge solcher Beispiele für Unfreiheit im gesellschaftlichen und politischen Bereich anführen. Leider fehlt es daran gerade heute nicht.

Dementsprechend ist es wichtig, nicht zu vergessen, dass unser Zeugnis und unsere Frömmigkeit zwangsweise in einer unfreien Welt stattfinden. Wenn man dann noch berücksichtigt, wie kompliziert und vielfältig die Äußerungen der Unfreiheit sind, stehen die Christen vor schwierigen Herausforderungen. Die Jünger Christi können sich nicht davon abwenden, sonst erfüllen sie ihren Hauptauftrag nicht. Deshalb wird uns der Konflikt zwischen unserer inneren Freiheit und äußeren Unfreiheit keine Ruhe lassen, so lange wir leben.

Tatsächlich hat dieser Konflikt eine recht komplizierte Struktur. Traditionell wird hier in der lutherischen Theologie die Zwei-Reiche-Lehre angewandt.

Gemäß dieser Lehre handelt, „regiert“ Gott in der Welt auf zwei verschiedene Weisen. Erstens handelt er durch das Wort des Evangeliums, durch bedingungslose Vergebung und Rettung für die Sünder. Dieses Wort zu verkün-

digen, ist die direkte und unmittelbare Aufgabe der Kirche. Zweitens handelt Gott durch weltliche Institutionen, Gesetze und Ordnungen. Die Aufgabe der Staatsgewalt und der bürgerlichen Gesellschaft besteht darin, sich um das irdische Wohl der Menschen zu kümmern, alle ihre äußerlichen Probleme zu lösen und das Böse im Zaum zu halten. Hier kann bei Bedarf zum Beispiel durchaus Gewalt angewandt werden. Bei der Predigt des Evangeliums aber ist Gewalt unzulässig und, mehr noch, schlicht undenkbar. Man kann einen Menschen nicht zwingen zu glauben. Deshalb ist die Kirche in diesem Fall bei der Wahl der Mittel für ihre Verkündigung eingeschränkt. Sie kann die Predigt des Evangeliums nicht mit Gewalt oder, sagen wir, Bestechung verbinden.

Andererseits kann die Kirche politischen oder wirtschaftlichen Strukturen nicht die Verkündigung der absoluten Vergebung beimischen. Man kann nicht fordern, dass gesellschaftliche, politische oder wirtschaftliche Institutionen bei ihrer Tätigkeit von der Idee bedingungsloser Vergebung, totaler Gewaltlosigkeit und unendlicher Liebe ausgehen. Das ist schlicht unmöglich. Bisher sind alle Versuche, „nach dem Evangelium zu leben“, gescheitert. Und das gerade deshalb, weil das Evangelium kein Gesetz ist, nach dem man sein Alltagsleben gestalten könnte, sondern eine ganz andere Realität. Nach dem Evangelium zu leben, ist genauso unmöglich, wie nach den Noten eines wunderbaren Musikstücks zu leben. Wie nach einer Liebeserklärung zu leben, die man einmal gehört hat. Musik, Barmherzigkeit, Liebe – das sind keine Gesetze, keine Regeln, keine Vorschriften.

Dementsprechend kann und soll ein Christ nach lutherischer Überzeugung Wehrdienst leisten, staatliche Ämter innehaben, vor Gericht aussagen – mit einem Wort, jede weltliche Sache tun, die allgemeinen Nutzen bringt. Als guter Christ kann er sich dem „weltlichen“ Dienst für Gott nicht entziehen – manchmal auch der „schmutzigen“ und unangenehmen Arbeit. Dabei handelt es sich keineswegs um Zugeständnisse an die Welt und um Kompromisse mit dem Gewissen. Im Gegenteil, dieser Dienst, selbst der scheinbar undankbarste, ist ein Dienst an Gott selbst in seinem weltlichen Reich, in dem er auf diese Weise die Welt leitet – und deshalb ein gutes Werk. Die Aufgabe des Staates und der Gesellschaft ist eine von Gott gegebene Aufgabe. Sie unterscheidet sich von der tiefsten Aufgabe der Kirche, und die Formen ihrer Umsetzung unterscheiden sich von kirchlichen Formen. Aber dennoch ist es eine Aufgabe, die von Gott gegeben ist. Deshalb muss die Kirche diese Aufgabe des Staates und der Gesellschaft anerkennen, achten und akzeptieren.

Man darf die Zwei-Reiche-Lehre jedoch nicht auf die Frage der Beziehung zwischen Kirche und Staat reduzieren. In Wirklichkeit berührt sie viel weitere Bereiche des christlichen Lebens. Es geht um das Verhältnis der uns

im Evangelium gegebenen Offenbarung zum ganzen Komplex von Problemen des Alltagslebens von Christen in der Welt. So wird diese Lehre notwendigerweise nicht nur die Politik betreffen, sondern auch Ethik, Wirtschaft sowie (was in letzter Zeit besonders wichtig wird) Ökologie, Technologie und Wissenschaft.

Beim Anwenden der Zwei-Reiche-Lehre sind zwei ernsthafte und verbreitete Verzerrungen zu meiden. Folgendes muss betont werden:

Beide Reiche sind Reiche, die sich unter der direkten Herrschaft Gottes befinden. Beide Reiche sind Gottes Reiche. Deshalb ist der Dienst in der Welt ebenfalls ein Dienst für Gott. Ja, in der Welt handelt Gott anders als in der Verkündigung des Evangeliums, aber es ist dennoch Gottes Handeln. Dementsprechend ist das „weltliche“ Reich keineswegs säkular. Es geht nicht um eine Welt, die nach ihren eigenen autonomen Gesetzen lebt, es geht darum, wie Gott diese Welt lenkt und in ihr handelt, und darum, wie wir diesem seinem lenkenden Willen dienen können. Mehr noch: Es geht um ein und denselben Gott, weshalb sich die Werte, die sich bei uns unter dem Einfluss der Evangeliumsverkündigung herausbilden, zwar von den Regeln und Zielsetzungen im Reich der Welt unterscheiden, ihnen aber nicht grundsätzlich widersprechen können.

Die Grenze zwischen diesen beiden Reichen entspricht nicht der Grenze zwischen Kirche und Welt (und erst recht nicht der Grenze zwischen Kirche und Staat). Auch innerhalb der Kirche gibt es Bereiche, die nach den Gesetzen des weltlichen Reiches funktionieren und nicht anders existieren können. Das sind zum Beispiel Buchhaltung, Verwaltung, Kirchenrecht; man könnte darüber nachdenken, auch die Diakonie diesem Bereich zuzuordnen. Aus einigen Aussagen Luthers kann man folgern, dass sogar der Pastorendienst (anders als das allgemeine Priestertum aller Gläubigen) ebenfalls gerade in diesem Bereich zu finden ist. Sogar noch mehr: Das, was wir normalerweise unter „Kirche“ verstehen, ist gerade die weltliche, gesellschaftlich-institutionelle Seite der Evangeliumsverkündigung und nicht die Verwirklichung des Reiches Christi selbst.

Faktisch (wenn auch mit einigen Einschränkungen) kann man den Unterschied zwischen den beiden Reichen auf die Unterscheidung zwischen dem Gesetz in seinem ersten („politischen“) Gebrauch und dem Evangelium zurückführen.

Ja, Gesetz und Evangelium müssen klar unterschieden werden, aber dabei sind sie eng miteinander verbunden, wie auch die zwei Reiche unterschiedlich, aber miteinander verbunden sind. Ihre Verbindung ist zweifach: Erstens kann eine Situation auftreten (und das ist in der Geschichte schon mehrfach geschehen), in der die Welt die Verkündigung des Evangeliums offen unter-

drückt. Dann kann und darf die Kirche sich natürlich dagegen wehren. In dieser Situation kann sie nicht anders, als sich in politische und gesellschaftliche Prozesse einzumischen. Und zweitens haben beide Reiche ihren Ursprung in Gott und sind beide auf das Wohl des Menschen gerichtet; dementsprechend kann es, wie wir schon gesagt haben, keinen kardinalen Unterschied zwischen ihnen geben. Wir können das Prinzip des Evangeliums nicht dort anwenden, wo das Gesetz notwendig ist – einfach deshalb, weil es prinzipiell unterschiedliche Dinge sind. Aber dabei motiviert uns als Christen gerade das Evangelium. Unser Ziel ist keine einfache und trockene Gesetzmäßigkeit, sondern das Wohl des Menschen.

## 11. Situationsbezogenheit der evangelischen Ethik

Die letzte Aussage im vorigen Abschnitt kann so lange abstrakt klingen, bis eine bestimmte ethische Herausforderung unser Leben betrifft. Die christliche Ethik ist in vieler Hinsicht situationsbezogen und subjektiv. Ihr Wesen kann man als freien Erweis von Liebe gegenüber einem konkreten Nächsten beschreiben. Keine ethische Lehre wird jemals erschöpfend und allumfassend sein. Es ist nicht möglich, das Leben in seiner ganzen Vielfalt zu erfassen, es auf eine Reihe von Regeln zurückzuführen, wie einfach oder kompliziert diese auch sein mögen. Ethische Konzepte können und sollen unter Nutzung des modernen Begriffsapparats und auf der Suche nach Antworten auf neue Fragen ständig neu mit Sinn erfüllt werden.

Für uns ist in erster Linie wichtig, dass der Gläubige, da er ja schon gerechtfertigt ist, frei ist von der Sorge um seine Rettung. Er tut seine Taten nicht, indem er von der Frage ausgeht, ob sie ihm „Zusatzpunkte“ vor Gott bringen, sondern indem er vom Bedürfnis seines Nächsten ausgeht. Nehmen wir zur Veranschaulichung ein einfaches Beispiel: Häufig kommen Diskussionen darüber auf, ob man einem Bettler Almosen geben soll, wenn man weiß, dass er das erhaltene Geld nicht auf die beste Weise verwenden wird. Eine typische Antwort ist: Natürlich muss man Almosen geben, sie sind doch letztlich nicht so sehr für diesen Bettler wichtig wie für einen selber. Wenn man gibt, etwas abgibt, bekommt man dafür eine Belohnung von Gott (das ist die grobe Variante), oder man arbeitet an sich selbst, verbessert sich selber (das ist die „verfeinerte“ Variante). Wir können keiner der beiden Varianten zustimmen, weil sie auf der Werkgerechtigkeit, der Selbstgerechtigkeit des Menschen basieren.

Die evangelische Theologie geht davon aus, dass eine gute Tat nur dann wirklich gut ist, wenn sie nicht aus dem Wunsch geschieht, etwas bei Gott

zu verdienen oder auch sich selber besser zu machen, sondern aus dem spontanen und selbstlosen Wunsch heraus, dem Nächsten zu helfen. Unsere Aufgabe ist es, nicht uns selber zu helfen (selbst im höchsten und geistlichsten Sinn), sondern eben unserem Nächsten. Deshalb wäre ein wahrhaft moralischer Impuls nicht, ein abstraktes Gesetz und allgemeine Gebote einzuhalten, sondern einen Weg zu finden, dem bedürftigen Menschen in seiner konkreten Not am Effektivsten zu helfen. Dementsprechend sollte man sich in einer Situation, die eine ethische Entscheidung erfordert, nicht nur an den „ewigen“ Normen und Geboten orientieren, sondern auch an den bestimmten Umständen, in denen man sich befindet und die vielleicht einen anderen als den traditionellen Ansatz erfordern.

Wir sind nicht ans Gesetz gebunden.  
Darin besteht unsere Freiheit.

Die berühmten und auf den ersten Blick beinahe skandalös erscheinenden und in einem Brief an Melanchthon von der Wartburg am 1. August 1521 geschriebenen Worte Luthers – „Sündige tapfer, doch tapferer glaube und freue dich in Christus“<sup>4</sup> – müssen genau in diesem Sinn interpretiert werden. Wir brauchen uns nicht zu fürchten, eine Sünde zu begehen, also in der einen oder anderen Situation nicht gesetzestreu genug zu handeln. Das Böse in dieser Welt ist zu eng mit dem Guten verflochten, das reine Gute und das reine Böse sind relativ selten anzutreffen. Deshalb wird fast jede unserer Entscheidungen und Taten in dieser oder jener ethischen Situation beides enthalten. Wir sollen uns vor Fehlern nicht so sehr fürchten, dass wir gar nichts tun. Wir sollen unserem Nächsten mutig, aktiv und verantwortungsvoll helfen. Gerade die Vergebung, die uns in Christus geschenkt ist, befreit uns von dieser Angst, beim Dienst am Nächsten zu „sündigen“.

Es muss noch einmal betont werden, dass die vom Gesetz vorgegebenen Normen Orientierungspunkte sind und keine absoluten Vorschriften. Das kann man übrigens schon im Rahmen der Heiligen Schrift bemerken. Zum Beispiel befindet sich Seite an Seite mit dem Gebot „Du sollst nicht töten“ die Aufforderung, einen heiligen Krieg zu führen, und zwar mit einer solchen Grausamkeit, wie wir sie heute schlicht nicht anders als mit dem Wort „Genozid“ bezeichnen können. Selbstverständlich ist das ein äußerst negatives Beispiel. Aber es zeigt sehr deutlich eine gewisse Relativität jedes Gebotes. In jeder neuen Situation geht es nicht anders, als die Gebote neu zu

---

4 Weimarer Ausgabe, Briefe 2, 372, 84–85.

interpretieren. Mit den Geboten muss man – das entsprechende Lutherzitat haben wir schon angeführt – sorgfältig umgehen.

Man muss jedoch lernen, unter dem, was Gott geboten hat, die wichtigsten Prinzipien hervorzuheben, die ihre Gültigkeit unabhängig von den äußeren Bedingungen behalten. Zu diesen Prinzipien sind wohl in erster Linie die Liebe und eben die Freiheit zu zählen.

So kann sich der Christ, wenn er seiner inneren Freiheit gemäß lebt, in politische und gesellschaftliche Prozesse einmischen, wenn die Möglichkeiten für die Kirche bedroht sind, ihre grundlegende Aufgabe zu erfüllen – nämlich das Evangelium zu verkündigen –, oder wenn die Freiheit des Menschen, an den das Evangelium gerichtet ist, verletzt wird oder bedroht ist.

Hier kann man an eines der markantesten Beispiele für eine solche christliche, aber gleichzeitig politische Handlung denken, das uns im letzten Jahrhundert gegeben wurde. Es geht um das Leben und Wirken des herausragenden deutschen Theologen Dietrich Bonhoeffer (1906–1945), der im Widerstand gegen das Hitlerregime aktiv wurde, mit der Aufklärung der Alliierten zusammenarbeitete und sogar an der Vorbereitung des Attentats auf Hitler teilnahm. Interessant ist, dass er – ausgehend von einem etwas archaischen, aber für jene Zeit typischen Verständnis der Zwei-Reiche-Lehre – seine politische Tätigkeit für Sünde hielt. Jedoch nahm er diese Sünde mutig auf sich, um sein Volk und die Menschheit vom offensichtlichen Bösen zu befreien. In seinem Freiheitsdrang ging er bis zum Letzten, indem er von den nationalsozialistischen Henkern das Martyrium erlitt.

Die Freiheit kann – wie schon gesagt – kein abstrakter Begriff bleiben. Sie wird in konkreten Befreiungshandlungen erlebt und verwirklicht. Die Aufgabe des Christen in dieser Welt ist, seine Freiheit zu nutzen, um sich um das Wohl des Nächsten und der ganzen Gesellschaft zu kümmern und auch die Freiheit als solche zu bestärken.

Übrigens sind diese beiden Aspekte des menschlichen Lebens – Freiheit und Wohlergehen – eng miteinander verbunden, wie die Erfahrung der letzten Jahrhunderte zeigt. Dieselben Länder, in denen freie politische Systeme eingerichtet wurden, die Wissenschaft sich frei entwickelte und die Selbstentfaltung von Künstlern und Dichtern keinen unnötigen Beschränkungen unterworfen wurde, haben in den meisten Fällen auch materiellen Wohlstand erreicht. Wir können sogar sagen, dass gerade die Freiheit jener Punkt ist, an dem sich die beiden Reiche Gottes überschneiden und an dem ein richtig verstandener politischer Gebrauch des Gesetzes und das Evangelium einander nicht mehr gegenübergestellt werden können, sondern harmonisch zusammen klingen.

## 12. Freiheit und freiwillige Selbsteinschränkung

Selbstverständlich darf man die zweite These Luthers aus seinem Werk „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ nicht vergessen. Ein Christ ist ein „dienstbarer Knecht aller“. Es ist unmöglich, dem Nächsten zu helfen, ohne irgendetwas von sich selber abzugeben: Zeit, Kraft, Finanzen, manchmal auch einfach Nerven. Christliche Freiheit impliziert freiwillige Selbsteinschränkung um der Freiheit des anderen willen, ähnlich wie Jesus selber Knechtsgestalt annahm. Er hat auch zu seinen Jüngern gesagt: „Wer unter euch groß sein will, der sei aller Diener“ (Mt 20,26).

Aber hier ist es wichtig, an drei Dinge zu denken: Erstens ist die Selbsteinschränkung (im Unterschied zur Freiheit) ein Mittel und nur ein Mittel, aber keinesfalls ein Selbstzweck. Zweitens geht es wirklich um eine freiwillige und selbständige Einschränkung. Jede kirchliche Vorschrift ist in diesem Fall lediglich als Hinweis und Orientierungspunkt aufzufassen. Und drittens muss man diese Selbsteinschränkungen als die von uns schon beschriebenen „Strukturen des Durchbruchs“ verstehen – als Strukturen, die helfen, eine größere Befreiung zu erreichen und zu größerer Freiheit zu gelangen.

Die freiwillige Knechtschaft des Christen hat noch einen weiteren Aspekt. Das ist die Verantwortung. Selbständig und frei zu handeln, bedeutet, sich im Bewusstsein seiner Verantwortung zu bewegen. Wir können „sündigen“, also Fehler machen, wir können falsch handeln. In diesem Fall ist es notwendig, dass wir unsere Irrtümer mutig sehen und zugeben und auch anstreben, sie wieder gutzumachen. Dafür brauchen wir häufig den Blick von anderer Seite, die Fürsorge und Unterstützung anderer Menschen und der Kirche.

Als die Jünger Jesu seine Botschaft hörten, fassten sie diese zunächst wahrscheinlich als exklusives Wissen und als ein besonderes persönliches Siegel der Erwähltheit auf. Sie konnten in sich selber eine „religiöse Elite“ sehen, einen „geschlossenen Klub“. Aber Jesus wirft ihnen immer wieder ihren Kleinglauben vor. Für ihn war nicht die volle und vorbehaltlose Zustimmung der Jünger zu allem, was er sagte und tat, wichtig. Sein Ruf lautete: „Folge mir nach“. Jesus wird seine Jünger mehrfach vor vorschnellen Schlussfolgerungen, vor Hochmut und Heuchelei warnen.

Dabei war die Erkenntnis der eigenen Unwürdigkeit und natürlichen Unfähigkeit, Jünger Christi zu sein, ein sehr wichtiges, wenn nicht das grundlegende Element ihrer Jüngerschaft. Sie hatten es nötig, auf Jesus zu sehen und dadurch frei von jenen Zielen zu werden, die sie sich früher selbst gesetzt hatten. Aus den Erzählungen der Evangelien wissen wir, dass die Frage nach der Rangfolge und nach der Möglichkeit, Wundertaten, Heilungen und anderes zu vollbringen, die Jünger häufig interessierte. Und das ist völlig na-

türlich. Dieselben Fragen treiben auch heute viele Christen um. Die Jünger Christi mussten von derartigen Bestrebungen frei werden, damit ihr Dienst in der Welt wahrhaft frei und freiwillig wurde. Nur so wirkt die Liebe. Liebe und Freiheit sind, wie wir schon mehrfach betont haben, untrennbar miteinander verbunden. Im Christentum bilden sie ein Ganzes. Die Freiheit der Liebe ist letztlich das, was die Jünger zu Jüngern macht. Davon zeugt im Evangelium sehr markant die Szene der Buße des Petrus (Mt 26,69–75). Es geht hier nicht um den Akt der Buße als solchen und erst recht nicht um eine angemessene Wiedergutmachung für die geschehene Verleugnung (das wäre schlicht unvorstellbar), sondern um Liebe. Diese Liebe ist, ähnlich wie der Glaube, durch Verzweiflung und Tränen gegangen und hat die Freude der Versöhnung erlangt.

Im 15. Kapitel des Johannesevangeliums spricht Christus von einem neuen Gehorsam. Die Jünger sind nicht mehr Knechte, sie sind Freunde, weil sie dem Herrn bewusst nachfolgen und nicht der äußeren Vorschrift gehorchen, sondern dem inneren bewussten Drang der Liebe. Diesen neuen Gehorsam bezeugt der VI. Artikel des Augsburger Bekenntnisses, welches der wichtigste Bekenntnistext des Luthertums ist: „Und es wird gelehrt, dass dieser Glaube gute Frucht und gute Werke bringen soll, und dass man allerlei gute Werke tun müsse, die Gott geboten hat, und zwar um Gottes willen; [es wird gelehrt], aber nicht auf solche Werke [in der Meinung] zu vertrauen, dass wird durch unsere Werke Gottes Gesetz erfüllen oder wegen unserer Werke als gerecht betrachtet würden. Denn wir empfangen Vergebung der Sünde und werden als gerecht betrachtet durch den Glauben um Christi willen: ‚Wenn ihr das alles getan habt, sollt ihr sprechen: Wir sind unfähige Knechte‘ [Lk 17,19]. So lehren auch die Väter, denn Ambrosius spricht: ‚So ist es beschlossen bei Gott, dass, wer an Christus glaubt, selig ist und nicht durch Werke, sondern allein durch den Glauben, ohne Verdienst, Vergebung der Sünde habe‘.<sup>5</sup> Der Christ ist dazu berufen, Gutes zu tun, denn er wird von der Liebe geleitet. Mehr noch, gerade weil er in der Liebe bleibt, kann der Christ einfach nicht anders, als Gutes zu tun, so wie laut dem biblischen Beispiel ein guter Baum nicht anders kann, als gute Frucht zu bringen (Ps 1,3; Mt 12,33). Selbstverständlich ist der Dienst am Guten zwangsläufig mit bestimmten Selbsteinschränkungen und sogar mit Prüfungen und Entbehnungen verbunden. Aber sie alle sind ausschließlich freiwillig und bewusst und werden aus Liebe angenommen und nicht wegen irgendeiner äußeren

---

5 Unser Glaube. Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche, Gütersloh 2013, 49–50.

Forderung. Und natürlich sind sie kein Selbstwert. Sie um ihrer selbst willen anzustreben, wäre einfach töricht.

Es ist wichtig, in diesem Kontext noch einmal daran zu erinnern, dass Gehorsam gegenüber Gott nicht in erster Linie eine Frage der religiösen Anbetung oder einer geistlichen Selbstvervollkommnung ist. Gehorsam gegenüber Gott äußert sich in unserer normalen täglichen Arbeit und in den Beziehungen zu Familienmitgliedern und zum Nächsten. Er kennt keine Aufteilung in eine geistliche und eine weltliche Sphäre. Der neue Gehorsam als Ausdruck der Freiheit betrifft uns als ganze und freie Persönlichkeiten. Luther sprach davon, dass das Leben eines Christen in drei Bereichen abläuft, die wir heute als kirchlich, familiär-beruflich und politisch bezeichnen könnten. Jedoch ist es wichtig zu verstehen, dass diese Bereiche nicht voneinander isoliert oder getrennt sind. Der Dienst für Gott geschieht nicht so sehr während der Liturgie wie vielmehr bei jeder ehrlichen Arbeit, bei gesellschaftlicher Tätigkeit und im Familienleben. Eben diese werden zu den primären Bereichen, in denen die von Liebe durchdrungene christliche Freiheit verwirklicht wird.

### **13. Christliche Freiheit in der heutigen Welt**

Dieselbe Aufgabe, vor der die Jünger Christi einst standen, ist für die Christen auch heute aktuell. Wie damals, so hört man auch heute in der Kirche viele fromme und in jeder Hinsicht richtige Worte. Aber unter all diesen Worten sind manchmal so wenig Aufrichtigkeit und so wenig wirkliche Werke der Barmherzigkeit und Liebe zu finden. Viele dieser Worte haben keinerlei Bezug zum Evangelium, deshalb werden sie nicht frei ausgesprochen, sondern einer bestimmten politischen oder sonstigen Konjunktur zu Gefallen.

Das Evangelium der Freiheit stellt immer neue Fragen an die Gläubigen. Dieser Prozess endet nie, er setzt sich auch heute fort. Diese Fragen sind in der Regel recht schwierig. Die heutige Entwicklung der Gesellschaft, der Wissenschaft und des politischen Bereiches hat nie dagewesene Formen erreicht. Vielleicht klingt das banal, aber leider ist sich bis heute kaum jemand dieser Wahrheit wirklich bewusst: Wir leben in einer veränderten Welt. Es ist eine Welt der medizinischen Leistungen, eine Welt der hohen Geschwindigkeiten, eine Welt des augenblicklichen Informationsaustausches, eine globalisierte und säkularisierte Welt, eine Welt der Post- und Postpostmoderne. Aber auch in ihr behalten Freiheit und Liebe, diese beiden höchsten Werte, ihre Bedeutung. Der Freiheit frei in Liebe zu dienen, ist die Aufgabe des Christen, die heute vielleicht noch aktueller ist als früher.

Besonders verwirrend ist die Situation in der heutigen russischen Gesellschaft, in der sich patriarchalische Denkstrukturen mit der primitiven kommunistischen Moderne vermischen und das Ganze von einer schnell an Positionen gewinnenden Postmoderne überlagert wird. Selbst wenn man die immer noch unreifen und zu ständigen Einschränkungen tendierenden politischen und bürokratischen Strukturen außer Acht lässt, muss man zugeben, dass die Idee der Freiheit in der Gesellschaft selbst noch nicht die ihr gebührende Rolle spielt. Das richtige Organisieren des gesellschaftlichen Lebens wird von den meisten als ständiges Auferlegen von neuen Einschränkungen und Verboten aufgefasst. Verbote, Einschränkungen und Strafen – es scheint, dass weder die Regierung noch ein bedeutender Teil unserer Gesellschaft andere Methoden ihrer Regulierung kennt. Das ist wahrhaft tragisch. In dieser Situation sind die Christen geradezu verpflichtet, „zur Zeit und zur Unzeit“ Zeugnis von der Freiheit zu geben, zur Freiheit aufzurufen, Freiheit zu schaffen (vgl. 2 Tim 4,2).

Das kann sich wie im innerkirchlichen, so auch im weltlichen Bereich unterschiedlich äußern. Zum Beispiel müssen unsere Gottesdienste aufhören, langweilige, formelle Handlungen zu sein, die „nach allen Regeln“ ablaufen, und stattdessen zu Feiern der Freiheit und Kreativität werden, zu Momenten des Durchbruchs zur Freiheit vor Gott und vor uns selber, wenn auch mit Achtung vor der Tradition und mit deren fruchtbarer Nutzung – Durchbrüche, die dann auch zum freien Leben in der Gesellschaft befähigen können. Aufrufe an die Gemeinde in der Art „Ihr *müsst* zum Gottesdienst kommen!“ sind widernatürlich. Es geht nicht um eine Pflicht und Schuldigkeit, sondern um ein Erleben der Freiheit. Zur wichtigsten Aufgabe liturgischen Schaffens muss heutzutage die Arbeit an Gottesdienstformen werden, die offensichtlich dieses Gefühl vermitteln und den Menschen Freiheit schenken.

Unsere kirchlichen Strukturen müssen aufhören, eine Nachahmung der weltlichen Bürokratie zu sein, und zu einem Werkzeug werden, das Glaubensgeschwistern hilft, frei und verantwortlich in der Kirche zu leben, zu arbeiten und zu handeln. Das zu erreichen, ist schon deshalb besonders schwierig, weil die kirchlichen Strukturen nicht von den gesellschaftlichen Strukturen isoliert existieren können, welche ihrerseits zur Einschränkung der menschlichen Freiheit neigen. Aber gerade dieses Ziel ist eine ernsthafte Herausforderung und verdient besondere Anstrengung.

Die Ethik, die wir vor der Welt vertreten, muss ebenfalls eine Ethik der Freiheit sein. Nicht die Suche nach neuen Vorschriften und Verboten, sondern das Anstreben maximaler und freier Verwirklichung des menschlichen Wesens muss ihr Antrieb sein. Frei und verantwortlich muss unser Zugang zu den neuen Problemen sein, mit denen die Welt uns und sich selbst kon-

frontiert: Sterbehilfe, Homosexualität, bestimmte medizinische und wissenschaftliche Praktiken und vieles andere. Wir haben keine vom Himmel vorgegebenen Antworten. Antworten müssen wir selber suchen, finden und dann immer wieder suchen. Und bei dieser Suche müssen Freiheit und Liebe unsere Hauptorientierungspunkte und Prinzipien sein. Jede Antwort muss in erster Linie von diesen ausgehen.

Das Gespräch über die Sünde in der Kirche darf nicht zur Gesetzlichkeit, zu ständigen Belehrungen und Vorschriften ausarten. Die menschliche Sünde muss in ihrer ganzen Tragik gezeigt und so dargestellt werden, dass der Gedanke daran Entsetzen und tiefen Kummer hervorruft. Sie muss als unsere prinzipielle Unfähigkeit dargestellt werden, das Heil und den Frieden mit Gott aus eigener Anstrengung irgendwie zu erreichen. Aber gerade eine solche Rede von der Sünde wird zur Freiheit des Evangeliums führen.

Mit allen Kräften muss gegen den Fundamentalismus im kirchlichen Bereich gekämpft werden. Es darf nicht zugelassen werden, dass das befreiende Evangelium in ein System angeblich unfehlbarer Dogmen und Verhaltensregeln verwandelt wird.

Ja, wir leben in einer äußerlich und innerlich unfreien Gesellschaft. Aber in derselben lebt und reift, wenn auch unterschwellig, eine Sehnsucht nach Freiheit. Es gibt eine Menge Lieder und Gedichte, in denen die Freiheit besungen wird, aber wir haben noch nie ein Lied noch Gedicht gehört, in dem die Gefangenschaft oder meinetwegen auch nur das Gesetz besungen würde ...

Wozu wir berufen sind, ist nicht, neue, eigene, noch „vernünftiger“ (in der Praxis deutlich strengere) Vorschriften anzubieten, sondern diese Sehnsucht zu hören, sie zu fühlen, auszudrücken und, wenn wir sie nachvollziehen können, zu versuchen, sie zu stillen. Dafür müssen wir unseren Wunsch, Knechte zu sein, überwinden, und zwar immer wieder aufs Neue. Das ist nur im und durch den Glauben ans Evangelium möglich.

Der Glaube muss aufhören, mit dem Wort „Knechtschaft“ verbunden zu werden, und zu einem Synonym für das Wort „Freiheit“ werden – für uns selbst als erste.

## **14. Die Universalität der Freiheit**

Es ist sehr wichtig, dass wir begreifen: Es gibt keine spezifisch christliche Freiheit. Das Christentum ist die Verwirklichung der universellen Freiheit, der Freiheit, die der Mensch seit der Schöpfung hat und die in ihrer ganzen

Fülle im Reich Gottes verwirklicht werden soll. Das Christentum mit seiner Idee vom Reich Gottes, von Kreuz und Auferstehung und vom Kampf mit Gott ist ein Ausdruck der Ursehnsucht des Menschen nach Freiheit und eine Verwirklichung des Strebens nach Freiheit. In diesem Sinn muss das Christentum bereit sein, auch eine „nichtchristliche“ Sprache zu sprechen. Jede Sprache der Freiheit, jede Sprache der Befreiung ist ihrem Wesen nach eine christliche Sprache.

Im Kontext dieses Urkampfes gewinnt auch der Atheismus einen gewissen Sinn. Die relative Wahrheit des Atheismus besteht in der Befreiung des Menschen von der Idee eines oder mehrerer knechtender Götter, von der Idee eines „rettenden Gesetzes“. Es ist notwendig, dem Bild von Gott als einer äußeren Kraft, die uns regiert oder auf uns Einfluss nimmt, abzusagen. Deshalb kann ein Atheismus, der gegen falsche Gottesbilder protestiert, zum ersten Schritt auf dem Weg zur Freiheit werden.

Aber bei einer vollständigen Absage an Gott wird eine weitere Bewegung nach vorn, zur Freiheit, unmöglich oder bleibt schlicht abstrakt-idealistisch, weil mit Gott auch das Element des Kampfes mit ihm verschwindet. Desjenigen Kampfes, den wir schon beschrieben haben. Der Atheismus ist kein Kampf gegen Gott im wirklichen Sinn. Dieser Kampf ist der Glaube.

Überspitzt gesagt, ist Gotterfahrung ein Erleben von Befreiung, und das Erleben von Befreiung ist Gotterfahrung. Gott ist die Überwindung der Neigung, Unfreiheit zu akzeptieren. Gott und das Reich Gottes geben uns zu verstehen, dass es etwas anderes gibt, dass wir uns nicht mit den Gegebenheiten dieser Welt begnügen müssen, die viel zu oft Gegebenheiten der Unfreiheit und Lieblosigkeit sind.

## 15. Protest gegen den Status quo

Jedes System wird geschaffen, um den Status quo zu erhalten. Auch ein religiöses System. Deshalb ist die Erfahrung der Freiheit recht häufig in erster Linie diejenige eines Umbruchs des religiösen Systems. Die Erfahrung echter göttlicher Freiheit liegt letztlich in der Überwindung der Religion – jener Religion, an die wir gewöhnt sind, der Religion des Gesetzes.

Die Reformation des 16. Jahrhunderts hat, wie auch allerlei andere große Bewegungen, den zu jenem Zeitpunkt existierenden religiösen Status quo und in vieler Hinsicht auch den gesellschaftspolitischen Status quo in Frage gestellt. Darin bestehen die große Mission und das große Erbe des Protestantismus. Der Durchbruch zur Freiheit ist in seinem eigensten Wesen ange-

legt. Aber der Protestantismus hat sich schon lange institutionalisiert. Er ist selber zu einem manchmal sehr konservativen System geworden. Deshalb kann es heute leicht geschehen, dass man jenen reformatorischen Durchbruch vergisst. Die Menschen (sowohl innerhalb als auch außerhalb der Kirche) stimmen ständig für die Erhaltung der existierenden Ordnungen. Das ist bequemer und einfacher. Um ruhig und zufrieden zu leben, zapfen die Mitglieder der heutigen Gesellschaft auch das Opium der Religion an und ziehen sich in diejenigen Scheinwelten zurück, über die wir am Anfang nachgedacht haben.

Aber es gibt auch andere Gläubige. Und zwar diejenigen, die Freiheit anstreben, wie bequem das vorhandene System auch sei. Dieses Bestreben kann äußerlich krankhaft erscheinen und ist sogar nicht selten tatsächlich krankhaft. Das Große wird von wahnsinnigen Menschen geschaffen. So nennt man diejenigen, die aus dem vorhandenen System herausgefallen sind. Genau darin besteht also ihr „Wahnsinn“. Aber darin besteht auch ihre Freiheit. Sie, diese Freiheit, kann ansteckend sein. Als Beispiel könnte man wieder Luther anführen oder, sagen wir, Kierkegaard, Rembrandt und viele andere Denker und Schaffende, die uns den Weg zur wahnsinnigen Freiheit gezeigt haben.

Ja, man ist ständig gezwungen zuzugeben, dass im Prozess der Verwirklichung der Freiheit Fehler und Überspannungen unausweichlich sind, aber diese dürfen nicht zu einem Vorwand dafür werden, auf die wahnsinnigen Durchbrüche zur Freiheit zu verzichten. Fehler begleiten die Freiheit unausweichlich. Bei der Suche nach ihr kann und muss man „tapfer sündigen“ (Augustin).

Natürlich muss die Frage nach der Echtheit des einen oder anderen Protests gestellt werden. Man muss sich fragen: Ist dieser oder jener „Systemumbruchs“-Akt vielleicht nur ein postmodernes Spiel? Als Kriterium kann hier die Ernsthaftigkeit und Leidenschaftlichkeit des Befreiungsaktes dienen. Andererseits verdient auch das „postmoderne Spiel“ an sich keine unterschiedslose und eindeutige Ablehnung. Man kann sich fragen: Liegt darin nicht ein tiefer Sinn, der uns auf die Wichtigkeit der Freiheit hinweist?

Manchmal ist Protest bloß das Streben nach einem anderen Status quo, der bequemer erscheint und gerade deshalb häufig noch unfreier ist als der vorherige. Aber solch ein Protest ist sehr schnell befriedigt, beruhigt sich, läuft sich tot, sobald sein Ziel erreicht ist. Echter Protest hingegen, echter Kampf, echtes Gespräch mit Gott (und wir haben ja schon gesagt, dass dieses nichts anderes als ein Kampf mit Gott ist) hören niemals auf.

Man kann sich die Utopien in der Literatur ansehen, die Versuche, eine ideale Gesellschaft darzustellen. Davon gibt es eine ganze Menge. Einige sind nicht besonders gelungen. Manche können beim modernen Leser so-

gar eher Abneigung hervorrufen: Zu unfrei und zu statisch ist die in ihnen dargestellte Welt. Aber wenn ein Werk wirklich der Versuch ist, eine Utopie (und keine verdeckte Antiutopie) zu zeichnen, dann beschreibt es die glückliche Gesellschaft nicht als selbstzufriedene Ruhe, sondern als ständige Durchbrüche zur Freiheit, als eine Erweiterung der Grenzen für die Menschheit, die unausweichlich mit Kampf und Gefahr verknüpft ist: Entwicklung der Wissenschaft, Eroberung des Weltalls, Arbeit des Menschen an sich selbst.

Unsere lutherische Theologie drückt denselben Gedanken mit der Idee der ständigen Rückkehr zur Taufe aus, welche im Grunde ein ständiger, täglich geschehender Durchbruch zur Freiheit ist. Davon schreibt Martin Luther in seinem Kleinen Katechismus. Wie schon mehrfach gesagt wurde, kann ein solcher Durchbruch schmerzhaft und unbequem sein, aber er ist notwendig. Martin Luther sagt in seinen berühmten 95 Thesen:

„Als unser Herr und Meister Jesus Christus sagte: ‚Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen‘, wollte er, dass das ganze Leben der Glaubenden Buße sei.

Dieses Wort darf nicht auf die sakramentale Buße gedeutet werden, das heißt, auf jene Buße mit Beichte und Genugtuung, die unter Amt und Dienst der Priester vollzogen wird.

Gleichwohl zielt dieses Wort nicht nur auf eine innere Buße; ja, eine innere Buße ist keine, wenn sie nicht äußerlich vielfältige Marter des Fleisches schafft.

Daher bleibt Pein, solange Selbstverachtung (das ist wahre innere Buße) bleibt, nämlich bis zum Eintritt in das Himmelreich.“<sup>6</sup>

Gerade die (sowohl innere als auch äußerliche) Schmerzhaftigkeit der Durchbrüche zur Freiheit, gerade die Schwere des Kampfes kann Zeugnis für ihre Echtheit sein.

Durchbrüche zur Freiheit sind nicht leicht. Das Evangelium bringt entgegen der Befürchtungen und Überzeugungen vieler Menschen keine Ruhe und Selbstzufriedenheit. Das Evangelium ist Dynamik. Das Evangelium ist ein ständiger Aufruf. Keine Vorschrift, kein Gesetz, keine Festsetzung, sondern ein Aufruf. Ein Aufruf zur Freiheit. Ein Aufruf zum Kampf für die Freiheit. Dieser Kampf ist in Christus schon siegreich verlaufen. Das Reich Gottes, das Reich der Freiheit ist nahe herbeigekommen. Aber unser Kampf geht

---

6 Thesen 1–4, zitiert nach: Martin Luther: Lateinisch-Deutsche Studienausgabe, Band 2, Christusglaube und Rechtfertigung, hg. und eingeleitet von Johannes Schilling, Leipzig 2006, 3.

darum, dass es sich auch in uns auswirkt, hier und jetzt, mitten in unserem Alltag, in der Kirche und außerhalb von ihr.

Unsere Evangelisch-Lutherische Kirche in Russland kann und soll zu einem Raum der Freiheit werden. Unsere Aufgabe ist es, die geistliche Freiheit des Evangeliums zu etablieren: Freiheit von der Sünde, Freiheit vom Fluch, Freiheit von der Dominanz des Gesetzes und letztlich Freiheit vom Tod, die uns Christus gebracht hat. Aber das kann man nicht tun, ohne auch in den sonstigen Bereichen des menschlichen Lebens Freiheit anzustreben: im politischen, wirtschaftlichen und kreativen Bereich. Im Angesicht von Glaubenslosigkeit und Aberglauben, im Angesicht neuer und alter Ideologien, im Angesicht unterschiedlicher manchmal sehr subtiler Formen der Knechtschaft, in die die Gesellschaft um uns herum den Menschen bringen will, sind wir aufgerufen, Zeugnis von der Freiheit abzulegen und sie in der Praxis zu verwirklichen. Das ist nicht einfach. Es erfordert Mut, Verantwortung und sehr viel Liebe. Aber vielleicht besteht heute gerade darin unsere Hauptmission.

„Ihr aber, liebe Brüder, seid zur Freiheit berufen!“ Mit diesem Aufruf des Apostels (Gal 5,1) kann man unsere Gedanken, die nichts anderes als ein leidenschaftlicher Aufruf zur Freiheit sind, zusammenfassen.

*Übersetzung ins Deutsche:  
Ruth Stubenitzky, Nowosaratowka bei St. Petersburg*